Ph. U. 182

<36613524220013

<36613524220013

Bayer. Staatsbibliothek

Ph. U.
184

Gerichtliche

Verantwortung

gegen

die Anklage

des Atheismus.

Herausgegeben

von

I. G. Fichte.

Ladenpreis 15 Gr. oder 1 fl. 8 Xr. Rheinl.

2459

Philos. 21 182

Philos. Noviss. 2398.

24 Bl.

Der Herausgeber
des philosophischen Journals
gerichtliche
Verantwortungsschriften
gegen
die Anklage
des Atheismus.

R.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Herausgegeben
von
J. G. Fichte.

Gedruckt auf Kosten des Herausgebers,
und in Commission
bei Christian Ernst Gabler zu Jena.
1799.

Vorerinnerung.

Ich hatte den Vorsatz, in dieser Vorerinnerung mancherlei zu sagen, wodurch ich unrichtigen Beurtheilungen der folgenden Verantwortungsschriften vorzubeugen hoffte. Nachdem mein Verhältniß zum Publicum verändert, oder, genauer gesprochen, vernichtet ist, liegt mir an jenem Zwecke weit weniger, und er ist schwerer zu erreichen. Ich erwarte den Richterspruch der Zeit, und schweige.

Sogar dieser Abdruck, der unter andern Erwartungen angefangen, und beinahe voll-

endet worden, würde noch lange liegen geblieben seyn, wo er bisher lag, wenn nicht laut gesagt würde, daß man von einer andern Seite einen Abdruck dieser Schriften veranstalte, durch den sie ohnedies in das Publicum kommen, und ich die Kosten der schon gemachten Auflage verlieren würde. Ich habe keinen Grund, diesen Verlust mir gefallen zu lassen, und publicire daher schon jezt, was auch ohne mich schon jezt publicirt worden wäre, — für jedes beliebige Urtheil.

Fichte.

J. G. Fichtes

als Verfassers des ersten angeklagten Aufsatzes, und Mitherausgebers des phil. Journals

Verantwortungsschrift.

Magnifice Academiae Pro-Rector,

Unsre Vertheidigung gegen die Anklage, atheistische Aufsätze theils verfaßt, theils herausgegeben zu haben, haben wir, die Herausgeber des philosophischen Journals, und eines Theils, der Verf. eines der angeklagten Aufsätze, so unter uns getheilt, daß ich, der Endesunterschriebene, den Inhalt jener Aufsätze selbst vertrete, und den Beweis führe, daß sie in keiner Rücksicht atheistisch genannt werden können: der zweite Herausgeber erzähle, mit welcher Sorgfalt wir als Herausgeber verfahren. Wir bitten um die Erlaubniß, daß jeder seinen übernommenen Theil der Verantwortung besonders vortrage. Der Inhalt gelte für beide; seinen Vortrag verantwortet jeder selbst.

Es versteht sich nemlich von selbst, und es wäre eine Vergehung gegen die Durchlauchtigsten Erhalter der Universität Jena, das Gegentheil vorauszusetzen — es versteht sich von selbst, daß irgend jemand auf diese unsre Verantwortung Rücksicht nehmen werde, und dieselbe für die Möglichkeit eines Urtheilsspruchs erwarte: so sehr dies auch mit dem Chursächs. Requisitionsschreiben im Widerspruche zu stehen scheint, in welchem über den begangenen Frevel, und über die hohe Schuld kurz und gut abgesprochen, und entschieden, und hierüber kein Zweifel übrig gelassen, keine entfernte Ahnung gezeigt wird, daß wir denn doch zu unsrer Vertheidigung, und zu Abwendung des harten Bescheides, womit die Sache anhebt, einiges dürften vorbringen können; nach welchem Schreiben von dem Befinden der Sache nur noch die Wahl unter den ernstlichen Bestrafungen abzuhängen scheint. Zum Glück dürfen wir zu unsrer Obrigkeit die durch Deroselben ganze gerechte, und aller Gewaltthätigkeit abgeneigte Regierung bestätigte Zuversicht fassen, daß Sie durch das Gewicht einer so gewaltigen unter einem so ehrwürdigen, und so wichtigen Namen vollzognen Anklage nicht zwei wehrlose Indivi-

dividuen werden erdrücken lassen; nachdem Sie selbst durch Abfoderung einer Verantwortung unsern Gründen den Weg zu Ihren hohen Personen eröfnet haben. Wer schon entschlossen ist, fremde Gewalt schalten zu lassen, der würde des Armen, dessen Gründe er erst anzuhören verspricht, nur spotten.

Es sind in dieser Angelegenheit zwei Haupt-Fragen, von welchen die Untersuchung anheben muß: über die Thatsache: haben wir jene Aufsätze wirklich verfaßt, und herausgegeben? über das Recht: thaten wir Unrecht daran, sie zu verfassen, und herauszugeben?

Man hat nicht für nöthig gefunden, die erste Frage auch nur aufzuwerfen; und es war allerdings nicht nöthig. Wir begehren nicht zu läugnen.

Ich, der Professor Fichte, erkläre hierdurch, daß ich den ersten Aufsatz des ersten Hefts im philosophischen Journale v. J. 1798. überschrieben:

über den Grund unsers Glaubens an eine moralische Weltregierung, bei ungestörten Gemüths- und Leibes-Kräften, überlegter, und bedachtsamer Weise abgefaßt, und zum Druck befördert. — Und wir beide, Endesunterschriebene, erklären, daß wir den zweiten Aufsatz desselben Hefts, nachdem wir ihn beide mehreremahle bedächtig durchgelesen, und mit dem Verf. darüber correspondirt, zum Abdrucke in dem von uns herausgegebnen philosophischen Journale befördert haben.

Bleibt allein die zweite Frage, vom Rechte, übrig, als der erste Punkt unsrer ernstlichen Untersuchung. Auch diese zerfällt wieder in zwei untergeordnete Fragen. Die erste: dürfen unter keiner Bedingung irreligiöse, gegen die christliche, selbst gegen die natürliche Religion streitende, sogar atheistische Schriften, gedruckt werden? Die zweite: streiten denn nun die

beiden angeklagten Aufsätze wirklich gegen irgend eine (wahre und vernünftige) Religion, und sind sie insbesondere atheistisch zu nennen?

Gehen wir siegend aus dieser Untersuchung hervor, so wird es zweitens nicht überflüssig seyn, die Verwunderung unsrer Richter, wie man uns so gänzlich ohne Grund und ohne allen Schein eines Grundes habe beschuldigen können, durch die Anzeige der wahren Quelle dieser Beschuldigung, zu heben.

Findet sich diese Quelle über allen Ausdruck verächtlich, so wird es drittens dringende Nothwendigkeit, zu zeigen, wie es dennoch möglich war, daß ernsthafte Gelehrte, und sogar eine weise Regierung verleitet werden konnten, derselben eine so hohe Bedeutung beizulegen, um sich dadurch zu solchen Maasregeln verleiten zu lassen.

I.

Also

1) muß denn alles Gedruckte mit der Christlichen Religion, und überhaupt mit der Religion übereinstimmen; und ist es denn schlechthin und unter jeder Bedingung unerlaubt, gegen dieselbe zu schreiben?

Aus welchen Principien sollen wir diese Frage beantworten? Aus Vernunftgründen, und der beständigen, fast einstimmigen Meinung aller Gelehrten; oder nach einem positiven Gesetze?

a) Soll sie aus Vernunftgründen beantwortet werden, so wird in derselben vielleicht vorausgesezt, daß ausgemacht sey, worin die allein wahre, unveränderliche, vollendete Religion bestehe, und sonach auch, was gegen dieselbe laufe. Und selbst unter dieser Voraussetzung, wie soll dem Unglücklichen, der in Irrthümer gerathen ist, und Gründe gegen die Wahrheit jener festgesezten Religion zu haben vermeint, je geholfen

wer-

werden, wenn es ihm nicht erlaubt ist, seine Irrthümer öffentlich vorzutragen, um zu sehen, ob nicht unter Allen sich Einer finde, der sie heben könne? Wollen wir seine Seele unwiederbringlich hinopfern, damit nicht einer der Schwachen geärgert werde. „Avolent, quantum volent, paleae levis fidei quocunque afflatu tentationum:“ sagt Tertullian. „Aergerniß hin, „Aergerniß her, sagt Luther, Noth bricht Eisen, „und hat kein Aergerniß. Ich soll der schwachen „Gewissen schonen, sofern es ohne Gefahr meiner „Seelen geschehen mag. Wo nicht, so soll ich „meiner Seelen rathen, es ärgere sich dann die „ganze oder halbe Welt.„

Traut man denn seiner allein wahren, unveränderlichen, vollendeten Religion so wenig innere Kraft zu, daß sie sich nicht selbst schützen könne? daß ihr durch eine völlig ausser ihr liegende Gewalt nachgeholfen werden müsse, wenn sie sich erhalten solle?

Aber — läßt sich denn auch die oben angegebne Voraussetzung machen? Ist

 denn

denn die allein wahre Religion irgendwo niederge= legt, und wo ist sie es doch? Sage man mir es, damit ich gehe, und sie suche? Antwortet man et= wa: da ist sie, wo Gott geredet hat; so ist das recht gut, wenn man nur erst darüber einig wäre, was er eigentlich gesagt habe. Das Requisi= tionsschreiben gegen uns ist ohne Zweifel von evan= gelisch=lutherischen Ministern vorgeschlagen, und von einem catholischen Landesherrn unterschrieben. Beide sind darüber einig, daß Gott geredet habe, aber sehr verschiedener Meinung darüber, was er geredet habe; wir können nicht für die Religion der Einen schreiben, ohne gegen die des andern zu schreiben. So verhält es sich mit allen dreien im Römischen Reiche privilegirten Kirchen=Par= theien. Also, es ist noch immer auszumitteln, was Gott, — sey es durch Schrift oder Ver= nunft, welches für die gegenwärtige Untersuchung ganz gleichgültig ist, — eigentlich geredet habe, worin die reine Wahrheit bestehe; und so lange dies noch auszumitteln, und die Einmüthigkeit nur noch hervorzubringen ist, kann es nicht fehlen, daß nicht Einer sage, wovon der Andere finde, es sey gegen die Religion, — gegen die seinige,

ver=

versteht sich. Jesus lehrte zu seiner Zeit auch gegen die Religion — gegen die seiner Zeitgenossen, versteht sich — und wurde gekreuzigt; und das fanden seine Gegner ganz recht; heut zu Tage, nachdem seine Religion unter uns herrschend geworden, findet man es unrecht. Luther lehrte, und schrie, und schrieb ohne Zweifel gar stark gegen die Religion — es versteht sich immer gegen die seiner Zeitgenossen — und wurde nicht gekreuziget, weil die hohen Ahnherrn unsrer Durchlauchtigsten Erhalter ihn beschüzten: und das finden wir Protestanten ganz recht, ohnerachtet es unter der entgegengesezten Parthei vielleicht noch bis diese Stunde Individuen geben mag, die es sehr unrecht finden, daß er nicht zum wenigsten verbrannt wurde. Ueberhaupt, wo ist irgend ein kräftiger Mensch in der Weltgeschichte, durch welchen die Menschheit für ihre wahre Bestimmung gewonnen habe, der nicht gegen die Religion — gewisser Menschen, versteht sich, und des bei weitem größten Theils seiner Zeitgenossen kann man hinzusetzen — gestritten habe? Was auch irgend über die Religion vorgebracht werden mag, ist sicher zugleich gegen irgend jemandes Religion;

und das Gesetz läßt sich schlechterdings nicht aufheben, ohne das Uebel auszurotten. — Oder soll etwa auch hier ein Unterschied in den Menschen gemacht werden, so daß nur gegen die Religion gewisser Personen, der mächtigen, der begünstigten, nicht geschrieben werden dürfe, und es im eigentlichen Sinne des Worts privilegirte Religionen gebe, dagegen etwa die Religion anderer, der Gelehrten, der denkenden Köpfe ohne politisches Gewicht, vogelfrei wäre, — und diejenigen, welche einen Vorrang in der Sinnenwelt haben, denselben auch in der Geisterwelt begehrten?

So sind denn auch von jeher alle Gelehrte der Meinung zugethan gewesen, daß alles, selbst das heilloseste, ketzerischste, atheistische vor das gelehrte Publicum gebracht werden dürfe, und sogar solle. Ich verweise jeden, der dies bezweifelt, an Lessings Anti Goeze, in welchem die Gründe dafür in das hellste Licht gesezt, und Autoritäten der bewährtesten Kirchen-Väter, und Gottesgelehrten aller Zeiten aufgestellt sind. Ich führe hier nur Eine Autorität an, welche aber in dieser Sache entscheidet. Nemlich selbst Goeze war der

Mei-

Meinung: es müsse erlaubt bleiben, Einwürfe gegen die Religion mit Bescheidenheit vorzubringen. „Es werde dies, sagte er, nöthig seyn, um die Lehrer in Athem zu erhalten.„ Wenn man Goeze hört, sollte man meinen, daß nur Lehrer, die es verdrießt, in Athem erhalten zu werden, diese Erlaubniß aufgehoben wünschten.

Ich kann mich nicht entbrechen, ein Argument, das sich mir bei dieser Gelegenheit darbietet, zu unsrer Vertheidigung anzuführen. — Dieser Lessing nemlich, dessen Namen jeder gelehrte Teutsche mit Ehrfurcht nennt, und auf welchen besonders Chursachsen stolz seyn könnte, welches ihn erzeugt, und ihm seine erste Bildung gegeben, ohnerachtet es freilich späterhin ihn eben so wenig, als Leibniz u. a. besessen; — Dieser Lessing hatte Schriften herausgegeben, welche wirklich, wie er auch selbst nicht im geringsten läugnete, die Christliche Religion angriffen, und er ist darüber nicht ernstlich bestraft, er ist, so viel mir bekannt ist, darüber nicht einmal gerichtlich belangt worden. Jener Anti Goeze, in welchem er sein Recht zu dieser Herausgabe gründ-

gründlich erweis't, ist, soviel mir bekannt, selbst in Chursachsen nicht confiscirt worden; wenigstens wurde, als ich noch in Leipzig studirte, das Buch in den Buchläden frei verkauft. Wenn die Chursächsische Regierung einmal nach einer Regel schädliche Bücher um ihrer Schädlichkeit willen confiscirt, so muß sie alle schädlichen Bücher confisciren, und was sie nicht confiscirt, ist anzusehen, als von ihr für unschädlich geachtet, und gebilligt. Wenn die Chursächsische Regierung einmal die Aufsicht über die Rechtgläubigkeit der Beamten andrer Reichsstände übernimmt, so muß sie consequenter Weise dieselbe ohne Ausnahme üben; und sie hätte den Bibliothekar des Herzogs von Braunschweig bei demselben eben so wohl anklagen sollen, als sie jezt die Professoren der Herzoge zu Sachsen bei Ihnen anklagt; denn der Schutz und das Gewicht unsrer Durchlauchtigsten Herzoge ist doch wohl ohne Zweifel nicht unbedeutender, als das andrer teutscher Herzoge. Die Chursächsis. Regierung hat Lessing nicht angeklagt; es ist sonach anzunehmen, daß sie durch Lessings Gründe überzeugt worden. Aber der Schutz, den diese Gründe gewähren, reicht weit über uns hinaus. Er war geständig,

Schrift

Schriften gegen die Religion herausgegeben zu haben; und dies sind wir keinesweges geständig.

Verhalte dies sich, wie es wolle, und habe die Chursächsis. Regierung Lessings Gründe anerkannt oder nicht, so sind wir durch sein Beispiel in jedem Falle sattsam gedeckt. Dieses Beispiel war uns, als Gelehrten, bekannt, wie sich versteht. Durfte Lessing, ohne Ahndung von Chursachsen, das Grössere thun, so dürfen wir ohne Zweifel, ohne Ahndung von Chursachsen zu befürchten, das Mindere thun; so mußten wir nothwendig schließen, wenn wir voraus setzen durften, daß der Deutsche nach G e s e t z e n regiert werde, und nicht nach blinder Willkühr. Dort sprach kein Gesez; woher soll denn jetzo ein Gesez kommen? Seit jenem Falle in Lessings Sache kann Chursachsen keinen Beamten eines fremden Reichsstandes — mit seinen eignen Unterthanen ist es ein anderes, diese stehen unter den Landesgesetzen — es kann keinen Beamten eines fremden Reichsstandes wegen Schriften gegen die Religion belangen, und seine Bestrafung fodern, wenn es nicht vorher durch das teutsche Reich ein Gesez hat ausgehen

las-

lassen, daß dieser Hof über dergleichen Vergehungen die Aufsicht führen werde, und daß er die und die bestimmte Strafe auf dieselben setze; und wenn nicht dieses Gesez diesen Beamten fremder Reichsstände durch ihre eigne Obrigkeit promulgirt wird. Dann kann jeder sich darnach achten; und wer in Verantwortung und Strafe fällt, kann nicht sagen: das habe ich nicht gewußt, das habe ich nicht wissen, darauf habe ich nicht rechnen können. Wir aber sagen so mit Recht.

b) Aber vielleicht ist schon ein anderes Gesez vorhanden: — denn wir stehn hier vor den Gerichten, wo nur positive Gesetze gelten? Wenn auch das, was wir so eben über das Recht gesagt haben, seine abweichenden Ueberzeugungen von jeder Art, und wenn sie auch wirklich alle Religion aufhöben, durch den Druck vor das gelehrte Publicum zu bringen, völlig unrichtig wäre; wenn alle Kirchenväter und Gottesgelehrte, von der Entstehung eines gelehrten Publicum im Schooße der Christlichen Kirche an bis auf diesen Tag, die eben so dachten, geirrt hätten, wenn man uns dieses Irrthums einleuchtend überführte, daß wir kein

ver-

vernünftiges Wort weiter zur Vertheidigung desselben vorbringen könnten; — nun, so hätten wir allerdings Unrecht, aber es fehlte viel, daß wir dadurch dem Gerichte verfallen wären. Auf Mangel an Logik steht keine bürgerliche Strafe. Diese kann nur durch ein positives vor dem Vergehen vorhandenes, und jedem bekanntes Gesez ausgesprochen werden. Und wo steht es denn, dieses Gesez, auf welches wir, selbst auf den Fall, daß unsre Schriften wirklich irreligiös und atheistisch wären, angeklagt sind; und das die ernstliche Bestrafung bestimmt, die an uns soll ausgeübt werden? In der That, welcher Rechtsgelehrte sagt uns, welche Strafe auf der Abfassung und dem Drucke atheistischer Schriften nach teutschen Gesezen stehe? Daß im Falle dieser Anklage oft gesezlose Gewalt ausgeübt worden, wobei man bestehende Gesetze verdrehte und deutete, wie sie nimmermehr zu deuten sind, ist uns bekannt. Ist es etwa diese gesezlose Gewalt, welche durch das Chursächsis. Requisitionsschreiben den Durchlauchtigsten Erhaltern der Academie angesonnen wird? Sollen wir etwa nach der gesunden Vernunft und dem Naturgesetze — unsrer Ankläger

versteht sich —— gerichtet werden? O, man wird sich erinnern, welcher ungeheure Richterspruch in der Zeitgeschichte auch —— nach der gesunden Vernunft und dem Naturgesetze, der Ankläger versteht sich, gefällt wurde! Ich meine, die teutschen Regierungen verabscheuen diese That. Wollen sie dieselbe durch eigne Anwendung des Princips, nach welchem sie verübt wurde, rechtfertigen? Discite justitiam moniti.

Zwar ist es Gesez in allen Staaten, nichts gegen die Religion laufendes drucken zu lassen; aber — dieses Gesez ist offenbar kein Gesez für den Schriftsteller, sondern für die Staatsverwaltung selbst; es ist kein Civil-, sondern ein Constitutions-Gesez. — Ist denn nun das, was ich geschrieben habe, gegen die Religion oder nicht? —— über diese Frage kann der Schriftsteller sehr ruhig seyn, so gewiß eine Censur eingeführt ist. Die Druckerpresse steht unter der Aufsicht des Staats, und es kann gegen dessen Willen gar nichts gedruckt werden. Der Censor ist's, welcher jene Frage, ganz auf seine eigne Verantwortlichkeit, zu entscheiden hat.

Dies

Dies ist klar. Wenn das Gesez dem Schriftsteller vertraute, so unterwürfe es ihn nicht der Censur; es unterwirft ihn derselben, vertraut ihm sonach jene Entscheidung nicht an, macht ihn sonach nicht verantwortlich über das, was ihm nicht anvertraut ist. Es ist klar, der Schriftsteller, der der Censur unterworfen ist, ist nur dafür verantwortlich, daß er diese nicht umgehe, und losgesprochen, wenn er sie nicht umgangen hat. Für den Inhalt seiner Schrift ist sein Censor verantwortlich. So ist z. B. gegen unsern Mitarbeiter, Herrn Forberg, auch nicht einmal eine Klage zu erheben. Er hat seinen Aufsaz zum Drucke nach Jena geschickt. In Jena ist, wie er von seinem ehemaligen Aufenthalte allhier wohl wissen muß, die Censur eingeführt, und er, wie er gleichfalls wohl wissen muß, steht unter derselben. Wir aber haben für unsre und die unter unserm Namen herausgegebnen Schriften die Censurfreiheit; wir waren also seine Censoren. Wir haben den Aufsaz abdrucken lassen, und er ist mit dem Gesetze abgefunden.

Dieses ist nun unser Fall nicht. Die Durchlauchtigsten Erhalter anerkennen jeden, den Sie

eines öffentlichen Lehramtes in Ihrer blühenden, berühmten, besuchten, geachteten Universität würdigen, für mündig, der Zucht entwachsen und selbst verantwortlich für seine Schriften, wie für seine Thaten. Sie und Ihre hohen Collegien scheinen nach ihrer Weisheit und Großmuth zu sagen: „nur da geht es wohl her, wo jeder treibt, was er versteht. Wir haben gelernt, Land und Leute zu schützen, und zu mehren, den Flor der Staaten zu erhöhen, Recht und Gerechtigkeit allen gleich zu handhaben, und dieses üben wir. Ihr habt eure Kraft und euer Leben der Untersuchung der Wahrheit gewidmet; wir wollen euch vertrauen, daß ihr gelernt habt, was ihr wissen müßt, und über die zu euren Fächern gehörigen Gegenstände so viel versteht, als irgend ein anderer: so wie auch ihr uns vertraut habt, daß wir unser Geschäft verstünden und unsre Rechte kennten; und in diesem Zutrauen und durch den Ruf der bei uns blühenden Geistesfreiheit bewogen, — großentheils Ausländer, eure Personen und eure ganze Sicherheit unserm Schutze übergeben habt. Wir wollen auch eurem Willen vertrauen, wie ihr dem unsrigen vertraut: und wie unser Zutrauen zu euch

uns

uns nie getäuscht hat" — Und wehe auch dem, der dieses Zutrauen schöner Seelen täuschen, und den von Ihren großen Ahnherren auf Sie fort geerbten freien Geist Ihres hohen Hauses trüben könnte!

Durch dieses Zutrauen erhalten wir mehr Würde, aber es fällt auf uns auch mehr Verantwortlichkeit; obgleich wir für unsre Personen nach unsrer Denkart lieber die letzte tragen, als der ersten entbehren mögen; ja nur unter dieser Bedingung unsre Lage schätzen und lieben können. Als Censoren unsrer eignen und der von uns herausgegebenen Schriften sonach, nicht als Schriftsteller konnten die Durchlauchtigsten Erhalter der Universität uns zur Verantwortung ziehen, und haben uns zur Verantwortung gezogen; und indem Sie uns durch Ertheilung eines öffentlichen Lehramts die Censur über uns selbst übertrugen, haben Sie erklärt, daß wir keiner Aufsicht bedürften, daß wir selbst am besten wissen müßten, was in diesen Fächern vorgetragen werden könne, und solle, und von nun an bloß unserm eignen Gewissen, dem gelehrten Publicum, und der Menschheit verantwortlich seyn sollten.

Die Durchlauchtigsten Erhalter würden aus eignem Betriebe diese Abweichung von ihren eignen Grundsätzen nie gemacht haben. Jenes Heft unsers Journals ist gegen ein halbes Jahr in Ihren Ländern frey verkauft und gelesen worden; es ist noch mehr geschehen, welches die Bescheidenheit uns hier in Erinnerung zu bringen verbietet, wir haben jenes Heft keinem Auge verborgen: niemand hat uns zur Verantwortung gezogen; es ist sogar nicht ein leiser freundschaftlicher Verweis oder Erinnerung an uns gelangt. Jezt werden Sie durch einen benachbarten Hof, der hierüber ganz andere Grundsätze hegt und befolgt, und seine Gelehrten ganz anders behandelt, aufgefodert. In dieser Auffoderung liegt der zwar nicht in Worte gebrachte, aber denn doch sehr vernehmliche Tadel Ihrer eignen Regierungsmaximen, Ihrer eignen religiösen Grundsätze, oder, aufs gelindeste angesehn, ihrer Unaufmerksamkeit auf höchst bedenkliche Dinge, die unter Ihren Augen getrieben werden. Die Durchlauchtigsten Erhalter wollen stillschweigend diesen Tadel widerlegen. Sie wollen sich diese Gelegenheit nicht entgehen lassen, um an einem lebendigen Beyspiel zu zeigen, welche Bedachtsam-

keit, welche Ueberlegung, welche — wenn es bei der Selbstvertheidigung erlaubt ist, alles zu sagen — welche feste Gründlichkeit ihr Zutrauen erzeugt. Sie haben uns zur Verantwortung gezogen, lediglich, um uns Gelegenheit zu geben, über diese Gegenstände uns hören zu lassen. Wir erkennen diese weise großmüthige Absicht; und gehen mit stillem Danke, und mit der freisten Verehrung an die Untersuchung der zweyten untergeordneten Frage, als den eigentlichen Siz unsrer Vertheidigung, wie an ein heiliges Geschäft, in welchem wir nicht nur unsre Personen, was fürs Ganze wenig ist, sondern, was unaussprechlich viel ist, die Grundsäze zu vertheidigen haben, nach welchen erhabne Regierungen der noch vor kurzem beinahe über die ganze Oberfläche von Europa unterdrückten Geistesfreiheit einen Zufluchtsort eröfneten, und dadurch um die Vervollkommnung der Menschheit sich ewig dauernde Verdienste erwarben.

Aber wir können dies nicht, ohne in einer zweiten Vorrede erst ein Hinderniß zu entfernen, das uns in einer kräftigen und muthigen Vertheidigung stören könnte.

Die Anklage gegen uns ist durch Sr. Durchlaucht, den Churfürsten von Sachsen, eigenhändig unterschrieben. Wird nicht der Fürstliche, jedem Teutschen durch seine Verfassung zu verehren gebotne Name; wird nicht, was mehr ist, dieser Name, den jeder biedere Teutsche ohne Gebot, durch Herzensantrieb, als den Namen der Legalität, der Treue, der Unsträflichkeit auf einem Fürstenstuhl verehrt, der in dem Augenblick, da ich dieses schreibe, an ein ganz neuerliches hohes Verdienst um sein Land erinnert, — wird nicht dieser Name uns schrecken? Wird nicht die gebotne und die herzliche Verehrung unsern Händen die Waffen unsrer Vertheidigung entwinden, oder sie abstumpfen, damit sie nicht eine verehrte Brust treffen?

Es wäre sehr übel, wenn unsre Verehrung dies müßte. Wir sind um keine Kleinigkeit angeklagt. Eine Menge Unglücklicher haben auf dieselbe Anklage, die gegen uns geführt wird, ihr Leben in den Flammen geendet; und bey aller Milde, die man an unserm Zeitalter rühmt, sehe ich nicht ab, welche mindere Strafe, als die der

ewi-

ewigen Gefangenschaft, oder der schimpflichsten Landesverweisung man Frevlern zudenken möge, von denen man im Tone dieses Requisitionsschreibens zu sprechen sich berechtigt glaubt; — sofern wir die geringste Schuld auf uns kommen lassen, und man das Gesetz gegen diese Schuld selbst erst hinterher machen will.

O! es ist ein hartes Schicksal, daß gegen uns ein Fürst — was kein Fürst je sollte — als Ankläger, daß dieser Fürst gegen uns als Ankläger aufzutreten scheint. Es wäre ein hartes Schicksal, wenn dasjenige, was sonst selbst dem Verbrecher Gnade, und dem Entehrten Wiedereinsetzung in seine Ehre verschafft, die persönliche Dazwischenkunft eines Fürsten, uns in unsrer Vertheidigung die Hände binden sollte. Es wäre hart, jemandem anzumuthen, daß er, auf die Anrede des Mächtigern: du hast Gott gelästert, und bist des Todes schuldig, — aus purem Respect, um nicht zu widersprechen, nicht anders antworten solle, als: ich muß Gott wohl gelästert haben, da du nach deiner Weisheit es so findest, und mir geschehe, was du nach deiner Güte über mich beschlossen hast.

Es wäre übel, wenn unsre Verehrung die Stärke unsrer Vertheidigung schwächen müßte, da wir nicht lediglich uns, sondern das Verfahren erhabner teutscher Fürsten, und beinahe den letzten Zufluchtsort der freien Untersuchung, beinahe die lezte Erlaubniß für den menschlichen Geist, weiter fortzurücken, zu vertheidigen haben.

Aber muß sie es denn auch, und kann diese Verehrung nicht mit der muthigsten, entschlossensten, aller ihrer Vortheile sich bedienenden Vertheidigung verbunden werden?

Es ist die Frage — welche freilich nicht ohne besondre in meiner gegenwärtigen Lage durch mich nicht einzuziehende Erkundigungen beantwortet werden kann — es ist die Frage, ob nicht im Chursächs. Geheimen Rathe diese Angelegenheit, als zu den Evangelischen Kirchensachen gehörig, behandelt worden, in denen das protestantische Geheime Raths Collegium, oder der Kirchenrath, ohne Dazwischenkunft des katholischen Landesherrn, selbst in höchster Instanz decretirt, und den Beschluß dem Churfürsten zur Unterschrift blos vorlegt:

legt: daß sonach die höchste Autorität, von welcher diese Anklage ausginge, gar nicht des Churfürsten Durchlauchtigste Person selbst, sondern irgend ein Minister oder Kirchenrath wäre; welche zu kennen, von welchen zu wissen, ob ihr persönlicher Charakter der Anklage das für uns, unsrer Denkart und der Denkart das Publicum nach, furchtbarste Gewicht gebe, der Ausländer nicht verbunden ist. Es ist die Frage, wenn diese Sache wirklich so behandelt worden, ob sie ihrer Natur nach, da man uns ja nicht der Abweichung von einer positiven Religionsparthey, sondern der vollkommnen Irreligiosität bezüchtigt, so hätte behandelt werden sollen; oder, wenn sie nicht so behandelt worden, ob sie es nicht doch hätte sollen, da ja die Religion überhaupt, und besonders die Frage über die Denk- und Lehr-Freiheit in der Religion gar sehr mit der besondern Confession, zu der sich jemand bekennt, zusammen hängt; ob sonach nicht nach einer in der Landesverfassung selbst liegenden unauflöslichen Frage über diese Angelegenheit jeder Schritt hätte unterlassen werden müssen.

Jedoch, diese Frage entscheide, wem es zukommt; unsrer Vertheidigung ist sie fremd, und wir berühren sie nur im Vorbeygehen. Gehe die Anklage aus von der Person des Churfürsten, oder nicht, so geht sie doch immer von einem Theilhaber an der obrigkeitlichen Gewalt aus, und dieser sind wir Respect schuldig. Aber diese obrigkeitliche Gewalt hat sich denn doch, wie es auch zu Anfange des Requisitionsschreibens heißt, anzeigen lassen. Wir halten uns an den Anzeiger und an die Anzeiger des Anzeigers, bis wir zulezt bis zur ersten Quelle kommen, welches uns auch nicht fehlen soll.

Ueberhaupt — die Souveränität gilt nur für die Verwaltung der äußern Macht, keineswegs aber für das Räsonnement. Es giebt eben so wenig eine souveräne Logik, als es, wie jener Cäsar erfahren mußte, eine souveräne Grammatik giebt. So lange noch ein logisches Geschäft abzuthun ist, tritt die Souveränität gar nicht ein, indem sie ja dadurch die ihr nothwendig zukommende Infallibilität in Gefahr setzen würde. Dieses logische Geschäft machen die Advocaten mit einander

ab,

ab, welche sich vollkommen gleich sind, und sich gegenseitig nicht im geringsten zu respectiren haben. Erst da, wo diese fertig sind, schließt sich der Ausspruch der Souveränität an.

So verhält es sich auch in unsrer Angelegenheit. Wenn die Angeklagten atheistische Aufsätze verfaßt und zum Drucke befördert haben, so sollen sie gestraft werden: — so viel, nur so viel und nicht mehr sagt der fremde Staat, der an unsere Obrigkeit schreibt; nur so viel und nicht mehr kann er als Staat sagen. Wir könnten auch dagegen manches vorbringen; aber wir sind nur Privatpersonen, und unterwerfen uns mit Ehrfurcht dem geheiligten Ausspruche. Daß die Angeklagten atheistische Aeußerungen vorgetragen haben, sagt nicht der Staat; dies kann der Staat nicht sagen: dieser Satz ist Resultat eines Räsonnements, aber der Staat räsonnirt nie, er decretirt. Dies sagt irgend ein Verstand, der räsonniren zu können glaubt, und dem wir keine andere Achtung schuldig sind, als die er sich durch seine Gründe zu erwerben weiß. Wir sind auch ein Verstand, der räsonniren zu können glaubt,

glaubt, und in sofern eine geistige Macht, die der uns gegenüber stehenden geistigen Macht vollkommen gleich ist. Wer es besser kann, das wird sich zeigen, und dadurch allein wird die Obermacht bestimmt werden, welche hier statt findet.

Wir haben es sonach in Beantwortung der zweiten Frage, ob die von uns, als Censoren zum Drucke zugelassenen Aufsätze wirklich atheistisch seyen, und in Widerlegung der Anklage, daß sie es seyen, gar nicht mit der Oberherrlichkeit zu thun: wir versichern hierdurch dieser feierlichst unsre höchste Ehrfurcht, wir declariren hierdurch ausdrücklich und feierlichst, daß wir es hier mit derselben nicht zu thun haben, noch zu thun zu haben glauben, oder wollen; daß kein Tadel, der etwa unsern Gegner — so wollen wir von nun an den von aller Person abgesonderten Verstand nennen, welcher gedacht hat, was in dem Churfächsischen Requisitionsschreiben steht — der, sage ich, unsern Gegner trift, die Heiligkeit des

Staats

Staats treffe, treffen könne, treffen solle; daß wir jede Deutung dieser Art verabscheuen, ihr widersprechen, und ihr immer widersprechen werden; wir declariren dieses hierdurch für einmal auf immer, und bitten, an diese Declaration allenthalben in der Folge zu denken, wo sie nöthig scheinen könnte. Wir verhüllen hiermit feierlich das heilige Haupt der Majestät, und wenden uns an den gegnerischen Verstand.

Also

2) sind denn nun die von uns zum Drucke beförderte Aufsätze wirklich atheistisch, wie der Gegner vorgiebt?

A) Was mag dem Gegner Atheismus heißen? Er hat vergessen, einen Begriff des Atheismus ausdrücklich aufzustellen; aus dem Zusammenhange aber, aus der Art der Anklage, aus den zum Beweise unsers Atheismus ausgehobenen Stellen können wir diesen seinen Begriff unmöglich errathen; dürfen wir es nicht wagen, ihn zu

erra=

errathen, ohne zu fürchten, daß wir ihm unrecht thun möchten. So ist z. B. in der Beilage zum Requisitionsschreiben die Stelle S. 14. in meiner Abhandlung, als Beweisstück des Atheismus ausgehoben, folgende Stelle:

„Der wahre Atheismus, der eigentliche Unglaube, und Gottlosigkeit besteht darin, daß man „über die Folgen seiner Handlungen klügelt, der „Stimme seines Gewissens nicht eher gehorchen „will, bis man den guten Erfolg vorher zu sehen „glaubt, so seinen eigenen Rath über den Rath „Gottes erhebt, und sich selbst zum Gotte macht. „Wer Böses thun will, damit Gutes daraus komme, ist ein Gottloser. In einer moralischen „Welt Regierung kann aus dem Bösen nie Gutes „folgen, und so gewiß du an die erstere glaubst, „ist es dir unmöglich, das letztere zu denken. Du „darfst nicht lügen, und wenn die Welt darüber „in Trümmern zerfallen sollte. Aber dies ist nur „eine Redensart; wenn du im Ernste glauben „dürftest, daß sie zerfallen würde, so wäre wenigstens dein Wesen schlechthin widersprechend, und „sich selbst vernichtend. Aber dies glaubst du eben

nicht

„nicht, noch kannst, noch darfst du es glauben;
„du weißt, daß in dem Plane ihrer Erhaltung
„sicherlich nicht auf eine Lüge gerechnet ist.“

Also sollte wohl, nach dem Gegner ein wahrer rechtgläubiger Bekenner Gottes sich so ausdrücken:

„Der rechte Glaube, die wahre Gottseligkeit besteht darin, daß man über die Folgen seiner Handlungen klügle, und der Stimme seines Gewissens nicht eher gehorche, bis man den guten Erfolg sicher vorhersieht; so seinen eignen Rath zum Rathe Gottes erhebe, und sich selbst zum Gotte mache. Wer Böses thun will, damit Gutes daraus komme, der ist der wahre Gottselige. In einer moralischen Welt-Regierung folgt aus dem Bösen (dem moralisch-Bösen, wie der Zusammenhang zeigt, dem Laster) Gutes, und so gewiß du an die erstere glaubst, ist es dir schlechthin nothwendig, das letztere zu denken. Du mußt immer lügen, und wenn die Welt darüber in Trümmern zerfallen sollte. Aber dies ist nur eine Redensart. Wenn du im Ernste glauben dürftest, daß sie zerfallen würde, so wäre wenigstens dein

Wesen schlechthin widersprechend, und sich selbst vernichtend. Aber dies glaubst du eben nicht, noch kannst, noch darfst du es glauben; du weißt, daß in dem Plane der Welt-Erhaltung sicherlich auf kein wahres Wort gerechnet ist."

Dürfen, sollen wir etwa dies für die wahre Meinung des Gegners halten? Und wenn nicht, was sollen wir aus der Anklage machen, und wie können wir uns auf sie einlassen?

Der Gegner mag in der That über den Begriff des Atheismus mit uns so uneinig seyn, daß gerade dasjenige, was er für die wahre Religion hält, uns als Atheismus und Götzenlehre, und das, was er für Atheismus hält, uns als die einig wahre Religion erscheint. Ist unsere Lehre ihm weder mit der natürlichen noch christlichen Religion übereinstimmend, so ist dagegen die seinige für uns Verdrehung und Herabwürdigung der christlichen Religion. Die Gründe dieser Meinung habe ich in der beigelegten Schrift, (Fichte's Apellation an das Publikum gegen rc. Beilage A.) besonders S. 51, 52, und S. 72, ff.) aufgestellt.

Wer von uns beiden hat denn nun in seiner Meinung von dem andern recht, und wo ist der dritte, der zwischen uns entscheide? Wir können keiner des andern Richter seyn, denn wir sind ja selbst die Partheyen.

Ich kann hier mit dem Gegner nicht in das Innere der Sache hineingehen, weil er keinen Begriff des Atheismus aufgestellt hat, und wir schlechterdings nicht wissen können, was er an unsrer Lehre zu tadeln findet. Wir versichern aber hierdurch feierlich, daß, wenn irgend ein Gelehrter mit Gründen, und logisch sich als Vertheidiger jener Anschuldigung unsrer Lehre darstellen wird, wir ihm ganz sicher Rede stehen werden. Vor jezt vermögen wir nichts weiter, als

B) den äußern Beweis zu führen, daß aus unsrer Lehre mit keinem Grunde sich auf Atheismus schließen lasse.

Wir führen diesen Beweis so, daß wir von einigen logischen Axiomen ausgehen, in der Hoffnung, daß der Gegner diese verstehen und zugeben werde.

Erstes logisches Axiom.

Wer gewisse Bestimmungen einer Sache (in einem Begriffe) läugnet, hebt dadurch nicht nothwendig die Sache (den Begriff) selbst auf.

Nun werden in jenen Aufsätzen allerdings gewisse Bestimmungen im Begriffe der Gottheit geläugnet.

Daraus aber folgt nach keiner Logik, daß dadurch die Gottheit selbst aufgehoben werde, und sonach jene Aufsätze atheistisch seyen.

Blos den Untersaz unsers Syllogismus haben wir zu erörtern. Es wird nemlich in jenen Aufsätzen geläugnet

1) die Ausgedehntheit Gottes im Raume, oder seine Körperlichkeit. — Daß in einigen Stellen, die dem Gegner aufgefallen sind, nur diese geläugnet sei, und aus welchen Gründen sie geläugnet werden müsse, kann ich nicht darthun, ohne ein wenig in das Innere der Transscendental-Philosophie hinein zu gehen.

Ich werde mich dabei der höchsten Klarheit und der strengsten Präcision befleißigen. Sollte dennoch dem gegnerischen Verstande dadurch nichts klar werden, weil es ihm etwa gänzlich an Vorkenntnissen fehlt, so wird wenigstens andern die Sache dadurch klärer werden. Er, der Gegner, sei nur so billig, aus dem, was er nicht versteht, mir nicht neue Ketzereien zu machen, sondern sich zu bescheiden, daß ers nicht verstehe, und dabei anzuerkennen, daß er von einer Sache Notiz genommen, die ihm nichts angehen kann, da er davon nichts versteht.

Ich werde die ausgemachten, und anderwärts von mir streng erwies'nen, obgleich bis jezt den wenigsten Philosophen bekannten, und von ihnen anerkannten Wahrheiten, aus denen unsre Abläugnung der Körperlichkeit Gottes hervorgeht, in einzelnen Sätzen aufstellen.

1) Alles unser Denken ist ein Schematisiren, d. h. ein Construiren, ein Beschränken und Bilden einer für unser Gemüth beym Denken voraus zu setzenden Grundlage. (Schema.)

In der Geometrie z. B. wird durch die Entwerfung eines Triangels, eines Cirkels, u. dergl. der leere Raum auf eine gewisse Weise eingeschränkt; und dies ist allenfalls allgemeiner bekannt, und zugestanden. Aber diese Construction des Objects a Priori gilt nicht etwa nur für die Geometrie; sie gilt für alles unser Denken, auch dasjenige, was wir Erfahrung nennen. Der Unterschied ist bloß der, daß wir im ersten Falle des Akts dieses Construirens uns unmittelbar bewußt werden können; im zweiten aber erst vermittelst einer Transscendental-Philosophie darauf schließen.

2) Dergleichen Schemate giebt es zwei: — Handeln (reines, selbstständiges, schlechthin anfangendes, lediglich in sich selbst gegründetes Handeln) und ausgedehnter Stoff. (Die Zeit liegt zwischen beiden, ist das vermittelnde von beiden, und die Erörterung derselben gehört nicht hieher.)

3) Das erstere Schema wird uns gegeben durch das Pflichtgebot; durch den absoluten in keinem andern Denken oder Seyn begründeten Gedanken,

danken, daß wir schlechthin etwas thun sollen. Dieser Gedanke, und das durch ihn gegebene Schema: Handeln, ist die Basis unsers Wesens; ist das, wodurch allein wir sind, und worin einzig unser wahres Seyn besteht.

4) Das zweite Schema entsteht uns vermittelst der Auffassung des erstern durch unser sinnliches Vorstellungsvermögen; Einbildungskraft genannt. Was wir erblicken, ist immer das erste; das Instrument, gleichsam das gefärbte Glas, durch welches hindurch wir unter gewissen Bedingungen es allein erblicken können, ist die Einbildungskraft; und in diesem gefärbten Glase verändert es seine Gestalt, und wird zum zweiten.

5) Ich nenne das erstere das übersinnliche, das zweite das sinnliche: die Art des ersten unmittelbar sich bewußt zu werden, intellectuelle, die Art, des zweiten unmittelbar sich bewußt zu werden, sinnliche Anschauung.

6) Es giebt eine Region des Bewußtseyns, in welchem die sinnliche Ansicht des einigen

wahren Stoffs alles unsers Bewußtseyns, des Uebersinnlichen, begleitet von einem Gefühle (dem Sinnengefühle, dem Eindrucke) sich uns schlechterdings aufdringt; in welcher Region sonach, ohne die Erörterungen und Ableitungen einer Transscendental-Philosophie das sinnliche als erstes, ursprüngliches, für sich existirendes erscheint. Diese Region ist die gesammte äußere Erfahrung. Nur demjenigen, was in dieser Region liegt, kommen diejenigen Bestimmungen in unserm Denken zu, die wir in der Sprache durch das Prädicat des Seyns (Beharrens, und Bestehens) bezeichnen; nur ihm die weitern Bestimmungen dieses Seyns, Substantialität, Kausalität, u. s. w. — Nur der Gegenstand der Erfahrung ist, und es ist nichts, außer der Erfahrung: (welches schlechtweg gebrauchte ist freilich etwas ganz anders bedeutet, als die logische Copula: ist. In dieser Bedeutung bedienen wir uns in der Philosophie, für Philosophen, dieses Ausdrucks; und es ist nicht unsre Schuld, wenn Leute, die unsern Sprachgebrauch nicht gelernt haben, doch unsre Schriften lesen und beurtheilen).

In dieser Region ist der Begriff Erkenntniß; und man nennt diesen Boden den theoretischen.

7) Neben dieser versinnlichten Ansicht des einigen wahren Urstoffs alles unsers Bewußtseyns, des Uebersinnlichen, und mit derselben unzertrennlich vereinigt, giebt es noch eine andere Ansicht desselben, die, durch das bloße reine Denken. Diese Ansicht giebt das unmittelbare Bewußtseyn unsrer moralischen Bestimmung. Was in dieser Form, d. h. nicht durch Sinneneindruck gegeben wird, ist, den Vernunftgesetzen gemäß, nicht als Stoff im Raume nach dem zweiten Schema zu construiren, und wer es so construirt, denkt vernunftwidrig; es ist als ein Handeln zu construiren; nach dem ersten Schema; und es kommt ihm kein mögliches sinnliches Prädicat, nicht das des Seyns, der Substantialität u. s. f. zu. Wer ihm ein solches Prädicat beilegt, verfährt vernunftwidrig. In Rücksicht des Einen Theils dessen, was in dieser Sphäre liegt, anerkennt man jene Bemerkung als allgemein. Niemand hat sich noch die Tugend, als eine Kugel, oder als eine

Pyramide gedacht; man denkt sie als eine Handelsweise.

Aber der andere Theil dieser Sphäre ist das, was wir Gott nennen. Nur in dieser Sphäre entsteht uns die Idee des wahren Gottes. Entsteht sie in der Sphäre der sinnlichen Erfahrung, so ist sie ein Produkt des Aberglaubens und der Unsittlichkeit. Sonach ist diese Idee gleichfalls zu beschreiben nach dem ersten Schema; und Gott ist zu denken, als eine Ordnung von Begebenheiten, keineswegs aber, als eine Form der Ausdehnung. Man kann von ihm nicht sagen: er ist Substanz, oder des Etwas: denn dies heißt nach unserm Systeme, und nach dem nothwendigen Sprachgebrauche desselben, sagen: er ist eine ausgedehnte Materie, und läßt sich sehen, hören, fühlen u. s. w.

Rein philosophisch müßte man von Gott so reden: Er ist (die logische Copula) kein Seyn, sondern ein reines Handeln, (Leben und Princip einer übersinnlichen Weltordnung) gleichwie auch ich, endliche Intelligenz, kein Seyn, sondern ein reines Handeln bin: — pflichtmäßi-

ges Handeln, als Glied jener übersinnlichen Weltordnung.

Aus diesem Zusammenhange des Denkens ist die S. 17. meines Aufsatzes befindliche Stelle: der Begriff von Gott, als einer besondern Substanz, sey unmöglich und widersprechend, zu erklären. Sie heißt in der Sprache des Gegners soviel als: der Begriff von Gott, als einem materiellen Dinge sey unmöglich und widersprechend. Möchte wohl der gegnerische Verstand das Gegentheil behaupten?

Aus ihm ist die Forbergische Stelle zu erklären: — „Ist ein Gott? Antw. Es ist und bleibt ungewiß, denn diese Frage ist (ich nemlich, der ich als Verf. der beste Ausleger meiner Worte seyn muß, verstehe sie in dieser Stelle so, und will sie hier so verstanden wissen), sie ist aus speculativer Neugierde (auf dem Gebiete der theoretischen Philosophie, sonach auch in der Bedeutung der Wörter, welche dieselben auf diesem Gebiete nothwendig haben) aufgeworfen.“ Hr. Forberg ist vorsichtig genug, für den Kenner hin-

länglich seinen Sprachgebrauch zu bestimmen. Seine Worte bedeuten in der Terminologie des Gegners soviel, als: Ist Gott Materie im Raume? Und da hat denn, meines Erachtens, Forberg philosophisch unrecht, und neigt sich viel zu sehr auf die Seite des Gegners, indem er dieselbe bloß mit einem: es ist ungewiß, beantwortet. Aber atheistisch ist denn doch wohl dieser sein Skepticismus nicht; und es kommt am wenigsten dem Gegner zu, Herrn Forberg darüber anzuklagen, daß er die Körperlichkeit Gottes halb und halb zugiebt, indem er mich darüber anklagt, daß ich sie entschieden abläugne. — Ich verfaßte die S. 17. meines Aufsatzes befindliche, und als Beweis meines Atheismus ausgehobene Stelle: „Es ist ein Mißverständniß" ꝛc. lediglich in der Absicht, um jene Forbergische Aeußerung zu berichtigen, zu welcher Berichtigung ja nach S. 2. mein Aufsaz überhaupt bestimmt war; und diese Stelle würde, wenn ich bei meinem ersten Entschlusse geblieben, und nicht der Bitte Forbergs, seinen Aufsaz nicht mit Noten zu versehen, nachgegeben hätte, als Note unter der erwähnten Forbergischen Stelle stehen, wo vielleicht der Geg-

ner ihre Tendenz besser bemerkt haben würde. Ich hatte jene Forbergische Aeußerung zu berichtigen in doppelter Rücksicht: theils darin, daß die Frage: ist ein Gott, auch noch in einem andern, als in dem von Forberg angenommenen Sinne, aufgeworfen werden könne; und darauf gehen die Worte: „Es ist gar nicht zweifelhaft“ rc. theils darin, daß sie in dem von Forberg angenommenen Sinne schlechthin verneint werden müsse; und darauf gehen die Worte: „Es kann eben so wenig von der andern Seite“ rc.

Eben so ist die im Auszuge folgende Forbergische Stelle anzusehen.

In diesem Sinne ist die S. 15. meines Aufsatzes befindliche Stelle zu erklären: „Es liegt „kein Grund in der Vernunft, aus jener morali„schen Weltordnung herauszugehen, und vermit„telst eines Schlusses vom Begründeten auf den „Grund noch ein besonderes Wesen, als die Ur„sache desselben anzuerkennen.“ — Dieser Schluß vom Begründeten auf den Grund wird durch den ursprünglichen Verstand gemacht lediglich auf dem Gebiete der sinnlichen Erfahrung, um das fließende

Phä-

Phänomen an ein bestehendes Substrat anzuknüpfen, welches stets körperlich ist. Hier soll bei dem fließenden, dem reinen Handeln, stehen geblieben werden; denn dies ist selbst das unmittelbare, ist das hier allein gültige Schema, und wer jenen Schluß macht, sucht und erhält unvermeidlich ein bestehendes, körperliches Substrat für das reine Handeln der Gottheit.

Ist es denn nun in allem Ernste die wahre Meinung des gegnerischen Verstandes, daß die Verfasser der beiden angeklagten Aufsätze Unrecht gehabt haben, das angezeigte zu behaupten? Ist es sein wahrer Ernst, daß sie durch die Abläugnung der Körperlichkeit Gottes Gottesläugner überhaupt werden; so muß er nicht nur behaupten, daß Gott unter andern auch ausgedehnt sey, sondern, da nach ihm durch die Aufhebung dieses Prädicats die ganze Existenz Gottes aufgehoben seyn soll, daß ihm nur diese Art der Existenz, und schlechthin keine andere zukomme, und daß er nichts, als Materie sey. Soll ichs ihm mit klaren Worten sagen, worein er seinen Gott verwandelt? Und ist denn nun dies der orthodoxe, mit natürlicher

licher und christlicher Religion übereinstimmende Glaube über Gott?

8) Nun wird es jedoch, wenn von jenem reinen Handeln besonders geredet, und ihm, als logischem Subjecte, ich sage, als logischem Subjecte, gewisse Prädicate beigelegt werden sollen (welches alles man, meiner Meinung nach, schicklicher unterläßt, indem es zur Erbauung nichts beiträgt, und denn doch gar zu leicht theoretische Irrthümer und Aberglauben herbeiführen kann) — es wird, sage ich, dann durch die Sinnlichkeit unsers Vorstellungsvermögens nothwendig, selbst jenes reine Handeln auf etwas, zwar nicht im Raume, aber doch in der Zeit ausgedehntes (auf eine fixirte Zeitlinie) zu übertragen, um das, auch nur durch die Sinnlichkeit unsers Vorstellungsvermögens entstandene Mannigfaltige des Handelns darin, als in seiner Einheit, zu fixiren. Dieses lediglich durch die Zeit ausgedehnte, diese fixirte Zeitlinie nennt die Sprache einen Geist. Auf diesem Wege entsteht uns der Begriff unsrer eignen Seele, als eines Geistes; in demselben Zusammenhange des Denkens sagt man: Gott sey ein Geist.

Nun

Nun ist ein Geist nicht, in der oben erklärten Bedeutung des Worts; er ist kein Ding, aber nur das Ding ist. Ein Geist ist ein bloßer auf dem so eben beschriebenen Wege entstandner Begriff. Er ist ein Nothbehelf unsrer Schwäche, die, nachdem sie alles eigentlich existirende weggedacht hat, doch in die leere Stelle des logischen Subjects, von dem sie spricht (und weit klüger nicht davon spräche) etwas hinein sezt, das nicht eigentlich seyn soll, und denn doch seyn soll.

Der Saz: Gott ist ein Geist, hat bloß als negativer Saz, als Negation der Körperlichkeit, seinen guten, triftigen Sinn. Insofern unterschreibe ich ihn, und setze ihn meinem Gegner entgegen, so wie ihn Jesus den Juden entgegengesezt, welche gleichfalls Gott eine körperliche Gegenwart im Tempel zu Jerusalem beimaßen. In dem angeklagten Aufsatze auf diese Bestimmung im Begriffe der Gottheit mich einzulassen, gehörte nicht zur Sache, indem ich, wie ich in der Einleitung ausdrücklich sagte, die Materie nicht erschöpfen, sondern lediglich den Aufsaz, dessen Mitherausgeber ich war, in einigen Punkten berichtigen wollte.

Hier

Hier gehört es zur Sache: indem ich dem Gegner keine vernünftige Einwendung gegen uns übrig lassen will.

Derselbe Saz, als positiver, zur Bestimmung des göttlichen Wesens dienender Saz ist ganz unbrauchbar; denn wir wissen eben so wenig, worin das Wesen eines Geistes, als wir wissen, worin das Wesen Gottes bestehe.

II) Es wird in jenen Aufsätzen geläugnet die Begreiflichkeit Gottes.

Auch zur Erläuterung dieses Punktes muß ich einiges, auf die Gefahr auch hier mißverstanden zu werden, aus dem Innern meines Systems beibringen.

1) Alles unser Denken ist ein Beschränken, sagte ich oben: und eben in dieser Rücksicht heißt es begreifen; zusammengreifen etwas aus einer Masse von bestimmbarem; so daß immer außerhalb der gezogenen Grenze noch etwas bleibe, das nicht mit hinein gegriffen ist, und also dem Begriffenen nicht zukommt. Ich fodere jeden, der

dies lies't, auf, zu versuchen, ob er auf andere Weise begreifen könne. Alle Realität, die wir fassen, ist nur endlich, und sie wird es dadurch, daß wir sie fassen. Alles, was für uns Etwas ist, ist es nur, in wiefern es etwas anderes auch nicht ist; alle Position ist nur möglich durch Negation; wie denn das Wort bestimmen selbst nichts anders bedeutet, als beschränken.

2) Es ist sonach klar, daß, sobald man Gott zum Objecte eines Begriffs macht, er eben dadurch aufhört Gott, d. h. unendlich zu seyn, und in Schranken eingeschlossen wird.

Das lehrt denn auch der Augenschein an allen Begriffen, die man von jeher von Gott aufgestellt hat. Jener außerweltliche Gott, den ich vielleicht dem gegnerischen Verstande zufolge hätte lehren sollen, ist doch wohl die Welt nicht, da er ja außer der Welt ist. Sein Begriff ist sonach durch Negation bestimmt, und er ist nicht unendlich, sonach nicht Gott.

Was sie darauf antworten, ist mir wohl bekannt. Die Welt sey selbst nur eine Negation, wel-

welche eben deswegen aus dem Begriffe des allerrealsten Wesens weggelassen werden müsse. Im Ernste, ist ihnen denn die Welt bloße Negation, und halten sie dieselbe in irgend einer andern Stelle ihres Systems dafür, außer in dieser Verlegenheit?

Soll denn nun Gott — dürfte im Vorbeigehn jemand fragen, und ich will im Vorbeigehn diese Frage beantworten — soll denn nun Gott gedacht werden, als Eins mit der Welt? — Ich antworte: weder als Eins mit ihr, noch als verschieden von ihr; er soll überhaupt nicht mit ihr (der Sinnenwelt) zusammengedacht, und überhaupt gar nicht gedacht werden, weil dies unmöglich ist. Wie ich über die Welt denke, wird sich bald zeigen.

3) Auf diese entschiedne Abläugnung der Begreiflichkeit Gottes gründet sich dasjenige, was ich in jenem Aufsatze über die Unmöglichkeit, Gott Persönlichkeit zuzuschreiben, und Bewußtseyn, beigebracht habe. Man übersehe ja nicht den Grund, aus welchem ich diese Möglichkeit läugnete. Ich rede (S. 16.) von unserm eignen begreiflichen Bewußtseyn, zeige,

daß der Begriff desselben nothwendig Schranken bei sich führt, und sonach dieser Begriff des Bewußtseyns nicht für Gott gelten kann.

Nur in dieser Rücksicht, nur in Rücksicht der Schranken, und der dadurch bedingten Begreiflichkeit habe ich das Bewußtseyn Gottes geläugnet. Der Materie nach — daß ich mich bemühe, das unbegreifliche auszudrücken, so gut ich kann! — der Materie nach ist die Gottheit lauter Bewußtseyn, sie ist Intelligenz, reine Intelligenz, geistiges Leben und Thätigkeit. Dieses Intelligente aber in einen Begriff zu fassen, und zu beschreiben wie es von sich selbst und andern wisse, ist schlechthin unmöglich.

Auf eben dieselbe Wahrheit gründet sich die Stelle im Forbergischen Aufsatze (S. 22.) „Die Religion kann eben so gut mit dem Polytheismus, als mit dem Monotheismus, eben so gut mit dem Anthropomorphismus, als mit dem Spiritualismus zusammen bestehen.“ Wenn Religion hier gleichbedeutend ist mit Religiosität, wie es dem Zusammenhange zufolge unstreitig ist, so unterschreibe ich die ganze Stelle. Zwar ist sie philosophisch

sophisch nicht streng richtig: Gott ist weder Einer, noch Viele, weder ein Mensch, noch ein Geist: alle diese Prädicate passen nur für endliche Wesen, nicht aber für den Unbegreiflichen, Unendlichen. Schreibt man ihm aber einmal Eins von jenen Prädicaten zu, so ist es gleichviel, welches; der Irrthum ist bei allen derselbe, daß man den Unbegreiflichen begreifen will. Es ist jedoch nur ein theoretischer Irrthum, der mit der Rechtgläubigkeit des Herzens sehr füglich beisammen bestehen kann.

In Summa: dadurch, daß etwas begriffen wird, hört es auf Gott zu seyn; und jeder vorgebliche Begriff von Gott ist nothwendig der eines Abgotts.* Wer da sagt: du sollst dir keinen Begriff von Gott machen, sagt mit andern Worten: du sollst dir keinen Götzen machen, und sein Gebot bedeutet geistig dasselbe, was das uralte Mosaische sinnlich: Du sollst dir kein Bildniß machen, noch irgend ein Gleichniß rc. bete sie nicht an, und diene ihnen nicht.

Und nun — ist es denn Atheismus, ist es denn eine Heterodoxie, ist es denn auch nur eine neue ungewöhnliche Behauptung, daß Gott unbe-

greiflich sey? Sagt nicht die Bibel, daß Gott ein Licht sey, zu dem niemand kommen könne, daß ihn noch nie jemand erkannt habe u. dergl., steht es nicht fast in allen Katechismen mit unsern eigenen Worten, daß Gott unbegreiflich sey; weiß dies der Gegner nicht sowohl, als wir, und sagt er es nicht vielleicht selbst bey andern Gelegenheiten? Aber freilich, die Worte und das Verfahren der Gegenparthey stehen nicht selten im Widerspruch; und indem sie noch sagen, Gott sey unbegreiflich, stellen sie einen sehr genau bestimmten Begriff desselben auf, und bezüchtigen des Atheismus jeden, der consequenter ist, denn sie.

Zweites logisches Axiom.

Wer gewisse Beweise für eine Sache läugnet, läugnet darum nicht nothwendig die Sache selbst.

Nun läugnen wir allerdings gewisse Beweise für das Daseyn Gottes.

Daraus aber folgt nicht, daß wir das Daseyn Gottes selbst läugnen.

Wir

Wir legen Rechenschaft ab über den Untersaz unsers Syllogismus.

1) Ein Beweis überhaupt ist die Aufzeigung des Grundes, irgend etwas anzunehmen. Sonach bedürfen der Beweise, und sind der Beweise fähig lediglich vermittelte Erkenntnisse, — lediglich dasjenige, was man nur um einer andern Erkenntniß willen annimmt, keineswegs aber unmittelbare, die man weiß dadurch, daß man überhaupt weiß, und so, wie man auch nur von sich selbst weiß.

Der Glaube an eine übersinnliche Welt gehört nach unsrer Philosophie unter die unmittelbaren Wahrheiten; ja er ist das Unmittelbare selbst vorzugsweise; er ist sonach gar keines Beweises, gar keiner Vermittelung durch andere Wahrheiten, und aus andern Wahrheiten fähig. Dadurch verliert er nun nicht etwa an seiner Gewißheit und Zuverlässigkeit; er würde gewinnen, wenn es verschiedene Grade der Gewißheit geben könnte. Aber er erhält dadurch eine ganz eigne Dignität und Würde. —

Führen wir doch einmal diese, die alles beweisen wollen, recht ordentlich wie man soll, durch Verknüpfung der Begriffe, den Beweis, daß der Gegenstand da, den sie etwa roth erblicken, wirklich roth, daß jener Gegenstand, den sie etwa süß schmecken, wirklich süß ist. Ich denke, sie werden es unterlassen müssen, ohne daß sie darum weniger an diese Aussagen ihres äußern Sinnes glaubten. Aber die übersinnliche Welt wird dem moralischen Menschen gegeben durch den innern Sinn, dem er sogar mehr glaubt, als dem äußern, indem der leztere doch nur Erscheinungen, der erstere aber das einzig mögliche „An sich" liefert.

2) Im Beweise von Gottes Daseyn soll eine Existenz bewiesen werden. Aber alle Schlüsse auf Existenz gründen sich auf die Anknüpfung eines bestehenden und ruhenden an ein zufälliges und fließendes. — Nun giebt mir entweder der Gegner das absolute Postulat einer übersinnlichen Weltordnung, als ein unmittelbares, zu: und fodert blos das von mir, daß ich von dieser übersinnlichen Ordnung aus auf einen selbstständigen Urheber derselben schließen soll, wie es einige Freunde der neuen Philosophie gethan

haben

haben. Aber, wie könnte ich dies, da ich ja wahrhaftig jene übersinnliche Ordnung keinesweges für ein zufälliges, und fliessendes, einer Erklärung durch ein anderes bedürfendes, sondern für das absolut durch sich selbst bestimmteste halte. Oder er giebt mir jenes Postulat nicht zu, und muthet mir sonach auch jenen Schluß nicht an; und ich bin sehr überzeugt, daß das leztere sein Fall ist. Einen andern Schluß mag er mir wohl anmuthen: den von der Existenz der Sinnenwelt auf einen vernünftigen Urheber derselben.

Er entschuldige mich; ich bin unfähig einen solchen Schluß zu machen; indem ich sogar dasjenige, wovon dieser Schluß ausgeht, schlechthin nicht annehme, die selbstständige Existenz einer Sinnenwelt. Ich habe dies in dem angeklagten Aufsatze sehr freimüthig erklärt. Ich habe sonach keinen Causalschluß zu machen, um eine Existenz zu erklären, die nach mir gar nicht statt findet. Auch über die Gründe dieser Behauptung habe ich so eben unter N. I. des ersten Axioms dem Verständigen genug gesagt. Ist es dem Gegner nicht genug, so kann ich ihm nicht helfen. Halte er nach

einem solchen Bekenntnisse mich immer für gestört; dies soll ihm frei stehen: denke er auf eine neue Benennung, nenne er mich etwa einen Akosmisten, nur nenne er mich nicht einen Atheisten: das, was ich läugne, liegt ganz wo anders, als er denkt.

Will nun der Gegner nicht zugeben, daß ich durch das gesagte mich gegen die Beschuldigung des Atheismus gerechtfertiget habe, so muß er auch das zweite oben aufgestellte Axiom läugnen; und es wird dadurch klar, daß es ihm nicht um die Ehre Gottes zu thun ist, sondern lediglich um die Ehre der Beweise, die er zu führen pflegt.

C. So viel zu unsrer Rechtfertigung gegen die directe Beschuldigung des Atheismus. Man hat noch andere Beschuldigungen vorgebracht. Unsre Grundsätze gingen überhaupt auf die Ausrottung der religiösen Denkart, sie stritten insbesondre gegen die christliche Religion; sie seyen der Sicherheit der Staaten gefährlich.

Wahrheit, und Unwahrheit der streitig gewordnen Behauptungen gegenwärtig abgerechnet,

kennt

kennt auch wohl der Gegner den Geist und das Bedürfniß des Zeitalters? Doch was frage ich erst; ich weiß, daß er es nicht kennt, noch kennen kann; diejenigen allein kennen es, welche Gelegenheit haben, die Geistestendenz derer zu erfahren, welche das Zeitalter machen werden. Und da kann ich denn indessen versichern, und bitte indessen dem, der's wissen kann, zu glauben, daß in den denkenden Köpfen unter unsern Jünglingen, ohne alles äussere Zuthun der Lehrer der entschiedenste und freiste Prüfungsgeist über diesen Gegenstand des Nachdenkens rege ist. Möchten doch diejenigen, die mir es etwa verüblen könnten, daß ich mit der Sprache so frei herausgegangen, daß ich nicht politisch klug verdeckt und bemäntelt habe, möchten sie doch einmal in mein Conversatorium treten, wenn die Rede auf diesen Gegenstand kommt. Ich kann sagen, daß ich mit den Deductionen, die man nun so gedruckt lies't, in sehr gründlich seyn sollenden Schriften gedruckt lies't, in meiner Schule schlechtes Glück machen würde; im nächsten Conversatorio würde der dialectische Schein gar klar an den Tag kommen. Ich, der ich meine guten Gründe hatte, mein Philosophiren zu allerletzt über die

Religionswissenschaft zu verbreiten, (meine erste Schrift hatte ich längst aufgegeben), kann sagen, daß ich nur durch das lebhafte Interesse meiner Zuhörer getrieben worden, auch auf diesen Punkt mein Nachdenken zu richten; kann sagen, daß ich nur durch ihre gegründeten Einwendungen sobald über alle Lücken und Erschleichungen der gewöhnlichen Deductionen hinweg, zu einem Resultate getrieben worden, bei welchem es wohl sein Bewenden haben wird. Auch andere meiner Herren Collegen, die sich über diesen Gegenstand auf Räsonnement einlassen, und ihren Zuhörern erlauben, Einwendungen vorzubringen, werden erfahren haben, wie schwer es heut zu Tage sey, über diesen Punkt zu befriedigen. Niederschlagen durch Autorität, Seichtigkeit, oder absichtliche Bemäntelung über diesen Punkt des Nachdenkens duldet das Zeitalter schlechterdings nicht mehr, und dadurch würde das Uebel, wenn freie Prüfung ein Uebel ist, nur ärger, und eine Sache, die durch dergleichen Mittel sich halten müßte, nur verdächtiger werden. Es bleibt nichts übrig, als Gründlichkeit und Offenheit.

Was

Was den Inhalt der genannten Beschuldigungen selbst betrifft, habe ich in der beigelegten Appellation rc. (Beil. A.) einleuchtend, wie ich hoffe, dargethan, daß es gerade die Grundsätze unsrer Ankläger sind, die da offenbar auf Vertilgung alles Sinnes für das Ueberirrdische, und auf allgemeine Verbreitung fleischlicher Denkart, thierischer Lüsternheit, Rohheit, und Zügellosigkeit abzielen; und daß nichts, als unsere Grundsätze, den allerdings in Verfall gerathenen religiösen Sinn unter den Menschen wieder herstellen können. Ich hoffe dargethan zu haben, daß es gerade unsre Ankläger sind, welche die erhabne Lehre des Christenthums verunedelt und erniedrigt, sie um ihren wahren Sinn, ihren eigenthümlichen Charakter, alle ihre Kraft gebracht haben; und daß es nur die Grundsätze unsrer Philosophie sind, die das innere Wesen dieser Lehre wieder an das Licht bringen können. Ich hoffe dargethan zu haben, daß es gerade die Grundsätze unsrer Ankläger sind, welche, indem sie den fleischlichen Sinn autorisiren, und heiligen, und alles Gefühl für etwas höheres unter den Menschen ausrotten, zugleich die heilige Idee des Rechts und der Unterwürfigkeit unter ein Gesetz

ver-

vertilgen, und an die Stelle derselben blinde Willkühr in allen Ständen setzen; Gewaltthätigkeit, Störrigkeit, unbelehrbaren Sinn, und den Wahn, daß jedes Amt im Staate, das sie übertragen, ein Allmosen von ihrer persönlichen Milde sey, bei den Mächtigen; Niederträchtigkeit, Ränkesucht, Angeberei, und die ganze elende Denkart des rechtlosen Sklaven bei dem Untergebenen, vereint mit dem Drängen, sich an einen Platz emporzuarbeiten, wo er andere eben so drücken könne, als er jetzt selbst gedrückt wird; welches alles nur mit der allgemeinen Verzweiflung sich enden kann: — daß es also gerade diese Grundsätze sind, welche nicht die Sicherheit der Staaten, sondern die Möglichkeit, daß überall einer sey, aufheben, indem sie alle Gesezmässigkeit aufheben, und die Nation in eine Caste von Herren, und in einen Haufen von Sklaven theilen.

Unsre Lehre macht jedem Menschen sein eignes Geschäft heilig, durch die erhabne Idee der Pflicht, und lehrt ihn, für dieses sorgen, ohne um andre sich zu kümmern. Sie lehrt ihn Verzicht thun auf allen Genuß, verschmähen das Ringen um die

vermeinten Güter, Freuden und Ehren anderer; und macht ihn sonach sicher zum nützlichen, ruhigen, zuverlässigen Bürger.

Ich habe in der beigelegten Schrift gezeigt, noch ehe ich eine solche Anklage voraussehen konnte, daß wir von der Lehre des Gegners nicht im mindesten besser denken, als er von der unsrigen. Ich habe für die Verwerflichkeit derselben Gründe aufgestellt, welche sie ohne Zweifel unbeantwortet werden lassen müssen, während sie gegen uns auch noch nicht einen winzigen Scheingrund vorgebracht haben; nur gesagt und versichert haben, wir hätten Unrecht, und sie Recht. Ihr gegenwärtiger Vortheil gründet sich sonach nur darauf, daß sie das Glück haben, einer äussern Macht anzuzeigen, und wir uns nur vertheidigen. Wie, wenn die Rollen verwechselt würden, und auch wir unsrerseits etwa einmal zur Anzeige bei einer bestehenden Staatsgewalt gelangten? Wenn nicht zugleich auch unsre Gesinnung der des Gegners eben so entgegengesezt wäre, als unsre Lehre der seinigen, und wir uns einfallen lassen könnten, zur Vertheidigung der Wahrheit ein anderes Mit-

tel zu gebrauchen, als ruhige Belehrung; so würden dann wir mit Gründen, wie sie ohne Gründe ihre Schriften confisciren lassen müssen, als atheistisch, abgöttisch, gotteslästerlich, verführerisch, und vom Grund aus verderblich; so würden dann wir mit Gründen, wie sie ohne Gründe in Requisitionsschreiben, zu denen wir ihre eignen fast wörtlich brauchen könnten, auf die „ernstliche Bestrafung ihres Frevels" zu dringen haben.

Kurz nach dem gesagten ist die wahre Schuld unsrer Lehre die, daß sie die Lehre der schwächern Parthey ist, wie es ihnen scheint — denn auf mögliche geistige Stärke rechnen sie gar nicht, sie rechnen nur auf Fäuste — daß sie durch keine bewafnete Macht unterstüzt wird. Nach demselben Argumente war ehemals auch die protestantische Lehre, zu welcher Parthey unsre Verfolger sich rechnen, falsch; sie ist wahr geworden, seitdem sie dieses Argument auf ihre Seite zu ziehen gewußt hat. Will man denn dieselben Ausschweifungen der menschlichen Vernunft stets wiederholen, und wird denn das Menschengeschlecht auch nicht einmal durch Erfahrung klüger?

Nur

Nur Eine neue in jener Appellation noch nicht gehobne, für den Zweck derselben auch gar nicht gehörige Befürchtung ist auf Veranlassung dieser Anklage geäussert worden, auf welche ich hier mit wenigem Rücksicht nehmen will. Man befürchtet nemlich von unsern Aeußerungen Nachtheil für die Ehre, und den guten Ruf unsrer lieben Universität Jena. Ich untersuche die Gründe dieser Befürchtung.

Es hat von jeher gegeben, und wird, so lange Menschen seyn werden, fortdaurend geben zwei Hauptpartheyen: solche, die an dem Hergebrachten fest hangen, nicht das mindeste daran verrückt wissen wollen, ja wohl gar bemüht sind, wieder rückwärts zu kommen; und solche, die vorwärts zu schreiten, und die menschlichen Erkenntnisse und Verhältnisse zu vervollkommnen streben. Man nennt die erstern neuerlich Obscuranten, und ich werde um der Kürze willen mich hier dieses Namens bedienen; besonders da die Parthey, wie sie hier zum Vorschein kommt, diesen, bei manchen andern Gelegenheiten unbilligen Namen bei der gegenwärtigen nicht wohl verbitten kann: die lez-

tern mögen **Freunde des Lichts** heißen. Der Krieg dieser Partheyen ist ewig, so wie sie selbst, aber es giebt in diesem Kriege Epochen, da er sich mit grösserer Hitze entzündet; dann, wenn mit der Liebe der Finsterniß, welche, wenn sie rein ist, nicht mit dem höchsten Muthe begeistert, noch die Liebe mancher andrer brauchbaren Dinge sich zu verknüpfen scheint. Eine dieser Epochen war z. B. die Zeit der Reformation; und die gegenwärtige Zeit, welche überhaupt mit jener grosse Aehnlichkeit hat, ist gleichfalls eine dieser Epochen. Der gegenwärtige Politiker würde, meines Erachtens, wohlthun, wenn er aus der Geschichte jener Zeit in bedenklichen Fällen Verhaltungsregeln abstrahirte; und hätte man dies eher, und häufiger, und allgemeiner gethan, so würden, wie es mir scheint, gewisse bedenkliche Fälle gar nicht eingetreten seyn.

Da die beiden erwähnten Partheyen von ganz entgegengesezter Denkart sind, so widersprechen sie sich nothwendig auch in ihren Begriffen über die Ehre. Was der Einen guter Ruf und Ruhm heißt, ist der andern sehr schlimmer Ruf und

Schande; und so umgekehrt. So ist es, und so muß es bleiben, denn es ist nothwendig so.

Die schlimmste Politik, die jemand dabei ergreifen könnte, wäre zu allen Zeiten, ganz besonders aber in einer Epoche, da der Krieg heftiger entbrannt ist, die, einen Mittelweg gehen, es beiden Partheyen recht machen, und bei beiden Ehre einlegen zu wollen. Man verdirbt es dann sicher bei beiden, wird von beiden gescholten, und von keiner gelobt, und geräth in den allerschlimmsten Ruf. —— Jede Aussöhnung, jede Annäherung beider Partheyen, als Resultat einer Unterhandlung (nicht etwa als von selbst kommendes Resultat der Zeit) ist unmöglich, und der ist ein Kind an Erfahrung, der sie erwartet. Gehe nur, gutmüthiger Freund des Lichts, und demonstrire dem Obscuranten sein Unrecht, das dir so leicht zu demonstriren scheint. Er giebt dir vielleicht deine ganze Demonstration zu; aber schon darin, eben darin, daß du demonstrirst, und räsonnirst, liegt dein Unrecht; die Waffen sogar, mit denen du streitest, sind verboten. Du sollst glauben und gehorchen. Weißt du denn nicht, daß

diese Vernunft selbst, auf welche du fussest, verderbt und vergiftet ist, und daß du die übernatürliche Regel, wie du des natürlichen Lichts dich zu bedienen habest, erst aus ihren Händen erhalten mußt? (So weiß ich z. B. sehr gewiß, daß ich durch diese meine Vertheidigung bei meinem eigentlichen Ankläger nichts ausrichte. Wenn er sie zu Ende gelesen haben wird, falls er dies ja thut, wird er sagen: Fichte soll nicht räsonniren, sondern sich unterwerfen. Für ihn schreibe ich sie auch nicht; sondern um denjenigen, die mich vor seiner Gewaltthätigkeit schützen können, zu zeigen, daß ich dieses Schutzes werth bin.)

Das einzige Mittel, wohl durchzukommen, und auf einer Seite Ehre und guten Ruf zu haben, ist dies, daß man sich für eine Parthey von beiden entschieden erkläre, und mit dieser es fest und unverrückt halte.

Wenn nun in der Wahl dieser Parthey bloß und lediglich auf Ehre und guten Ruf gesehen würde, und man nur dies sich zum Zwecke machte, den ausgebreitetsten, und besonders den daurendsten

sten Ruhm zu erwerben, so ist unstreitig, daß man sich an die Freunde des Lichts anschliessen müsse.

Auf dieser Seite ist der ausgebreitetste gute Ruf. —— Ich will zwar nicht behaupten, daß es der Zahl nach mehr Freunde des Lichts gebe, als Obscuranten; aber die ersteren übertreffen an Gewicht. Auf ihrer Seite ist in der Regel das Talent, die Beredsamkeit, die guten und gründlichen Kenntnisse; auf der andern Seite ist in der Regel Unbehülflichkeit in Wort und Sache, Weitschweifigkeit, und Plattheit, Unwissenheit, oder unnütze Kenntnisse. Die erstern vermögen auszusprechen, was sie denken, und einen Ruf zu machen; die leztern haben größtentheils keinen Vortrag, und können nur innerlich schmähen und verwünschen, wo sie sich nicht einmal die Gelegenheit ersehen, ein Confiscationsrescript, oder ein Requisitionsschreiben schleichend zu veranlassen, dessen beabsichtigter Succeß doch immer sehr zweifelhaft bleibt.

Auf dieser Seite ist ewigdauernder guter Ruf. Die Obscuranten haben die Freunde des Lichts ihrer Zeit, und aller folgenden Zeitalter gegen sich.

Ihre Schande stirbt nie, und wird im Fortgange der Zeiten nur größer. Wer kennt jetzt Joachim Langen anders, denn als einen kezermacherischen Verfolger; und wer wird nur in der künftigen Generation Goezen anders kennen? — Was mehr ist; die Obscuranten haben sogar die Obscuranten der künftigen Zeitalter gegen sich: sie überleben gemeiniglich ihren guten Ruf sogar bei ihrer Parthey, und verlieren ihn sicherlich auch bei dieser nach ihrem Tode. Die Obscuranten jeder künftigen Generation nennen die der vorhergehenden bei ihrem wahren Namen; denn auch sie sind durch den Fortgang der Zeiten mit fort gerissen worden. Es giebt sicherlich keinen einzigen Obscuranten, der nicht diese Benennung sich verbäte, und sich denn doch auch für aufgeklärt hielte. Aufklärung soll, nach ihnen, denn wohl seyn, nur gehen die Gegner darin zu weit. Wie aber ist es doch möglich, daß sich diese für aufgeklärt halten? Nicht anders, als so, indem sie wieder höher stehen, als andere: und diese andern, diese sind nur für sie die Obscuranten. Im Gegentheil dauert das Verdienst, und der Ruhm, in irgend einem Zeitalter das Menschengeschlecht auf eine höhere Stufe gebracht

zu

zu haben, durch alle Zeiten; wenn auch die Nachwelt wiederum viel weiter vorgerückt wäre. Ohne Zweifel war die Universität Wittenberg, als sie Luther und Melanchthon zu Lehrern hatte, bei den Päbsten und ihrem Anhange, und b: dem Albertinischen Herzoge Georg in sehr üblem Rufe; dafür war sie bei den verständigen und aufgeklärten Männern der damaligen Zeit in gutem Rufe; und noch lebt ihr Ruhm unter uns, und wird von Jahrhundert zu Jahrhundert fortleben. Dieses sah ohne Zweifel der Ernestinische Churfürst Friedrich der Weise, der schon dadurch seinen Beinahmen, und seinen unsterblichen Ruhm verdiente; war stark genug, jenen üblen Ruf zu verachten, und hinterließ seinen Durchlauchtigsten Urenkeln ein Beispiel der wahren Ehre.

Unsre gute Universität Jena hat ihren Ruhm bei den Freunden des Lichts; der gute Name ist ihr zugefallen, und sie wird, wie mir es scheint, nichts zu thun haben, als zu arbeiten, daß sie hinter ihrem Ruhme nicht zurückbleibe. Begnügen sich doch gewisse andere Universitäten, die uns in

Vormundschaft nehmen zu wollen scheinen, mit dem ihrigen bei der entgegengesezten Parthey. Diese Parthey könnte mit ihnen vollkommen zufrieden seyn, wenn sie nur ein wenig billig wäre. —— Unsre gute Universität kann nunmehro gar keinen andern Weg mehr zum Ruhme einschlagen, als den sie bisher gegangen; wenn auch ihre Lehrer, oder ihre Durchlauchtigsten Erhalter dies wollen könnten. Eben in ihrem guten Rufe besteht ihr eigentliches Verbrechen; und dieses mag auch wohl jezt einen beträchtlichen Theil von der Schuld der Beklagten ausmachen. Es ist nur Eine Bedingung, unter welcher die Gegenparthey sich mit unsrer Universität aussöhnen könnte; die, daß sie in dieselbe Obscurität, und denselben übeln Ruf versinke, durch den gewisse andere Universitäten bedeckt sind, und, was in ihrer Lage aus dem ersten erfolgen muß, völlig zu Grunde gehe. Die Maasregeln, die sie vorgeschlagen haben, sind der sichere Weg, zu diesem Ziele zu gelangen.

II.

Wenn man denn nun meine Vertheidigung bis hieher gelesen, wenn man die beigelegte Appellation durchgelesen, und findet, daß, wie ich die Sache vorstelle, jene Bezüchtigung des Atheismus denn doch so durchaus ohne allen Grund, daß unsre Lehre vielmehr höchst religiös sey; so muß man sich wundern, wie es denn nur möglich gewesen, so ganz aus Nichts jene Beschuldigung zu ziehen, man muß bedenklich werden, es muß der Verdacht entstehen, daß ich wohl durch allerlei Künste den wahren Gesichtspunkt verrückt, und eine ganz andere Materie untergeschoben. Ich habe nicht gründlich geantwortet; wenn ich nicht auch historisch die eigentliche Quelle dieser Beschuldigung aufsuche, und mit der wahren Beschaffenheit dieser Quelle bekannt mache: hingegen ist mein Triumph, und die vollkommne Beschämung meiner Gegner entschieden, wenn ich es thue. Ich bin mir, und den Mitangeklagten schuldig, es zu thun.

Es ist vor mehrern Monaten eine Schrift erschienen, die ich (Beilage C.) zu den Akten lege:

Schreiben eines Vaters an seinen Sohn über den Fichtischen und Forbergischen Atheismus. Diese Schrift zeigt die innigste Animosität gegen die Person des Verf. des ersten Aufsatzes: durch das Motto; durch die zweimal wiederholte, nicht einmal durch den eignen Wiz des Sendschreibers, sondern durch den Buchhändler Fr. Nicolai ausgedachte Schmähung: „ich hielte mich für den Aufseher des Menschengeschlechts;„ durch die S. 5. vorgebrachte Verdrehung, und darauf gegründete abscheuliche Beschuldigung. (Es ist eine Verdrehung, sage ich; denn ich habe nie gesagt, daß ich den dort gemeinten achtungswerthen Mann annihiliren wolle, in der Zukunft, welches in der Studentensprache allenfalls heissen könnte, daß ich ihn um seinen academischen Applausus bringen wolle; sondern ich habe es auf der Stelle gethan, und erklärt, daß ich es auf der Stelle thue; d. h. ich habe geurtheilt, daß derselbe kein ächtoriginell speculativer Kopf sey; in Ermangelung dessen man doch andere unstreitige Verdienste und treffliche Kenntnisse haben, und der studirenden Jugend große Vortheile gewähren kann, welches alles ich dem verdienten

Man=

Manne nie habe absprechen wollen.) Sie zeigt Animosität noch durch eine Menge anderer Schmähungen und Beschimpfungen, die ich hier nicht weiter auszeichnen mag, die aber jeder, der sich überwinden kann, diese Blätter durchzulesen, ohnstreitig bemerken wird. Schon deswegen mußte das Zeugniß dieses Schriftstellers nichts gelten.

Diese Schrift zeigt ferner die auffallendste Ignoranz: — über das Wesen der Speculation sogar, indem sie mich (S. 14) aus der Geschichte der Philosophie belehren will, wie ich hätte räsonniren sollen; über die neueste Geschichte derselben, indem sich der Verf. über einige meiner Aeusserungen, als über das absolute Seyn der Welt von dem Gesichtspunkte der Naturphilosophie aus, über eine Ordnung, ohne einen Urheber derselben, und dergleichen gar nicht satt sam verwundern kann; welche Sätze doch jedem, der nur einige Blicke in die gemeine kritische Philosophie gethan hat, geläufig genug sind; indem er die Behauptung, daß die Welt durch sich sey, der, daß ein Pallast sich selbst gebaut habe, gleichstellt — eine Parallele, die einen unmündigen täu

schen mag, aber übel steht in einer Schrift gegen einen kritischen Philosophen, welche bekanntlich zwischen Natur- und Kunst-Producten einen sehr wesentlichen Unterschied machen.

Sie zeigt den mitleidswürdigsten Unverstand, Seichtigkeit, und Unüberlegtheit; indem der Schreiber, wenn es nun an die Widerlegung gehen soll, statt dieser Widerlegung die Klage vorbringt, daß er den Verf. nicht verstehe, daß es der Mühe nicht lohne, sich mit seinen Philosophemen den Kopf zu zerbrechen, daß er, wie sein Ferdinand bezeugen werde, nicht Zeit habe, und dergl.; indem er bei dem wichtigen Einwurfe: aus Nichts wird Nichts, sich auf eine Beantwortung dieses Ferdinand, die derselbe schon in der Schule gegeben habe, beruft, welche wir aber leider nicht erfahren, da sie doch von der höchsten Wichtigkeit seyn würde, indem noch kein Philosoph eine solche Antwort gefunden, und durch dieselbe die ganze Gestalt der Philosophie geändert werden würde; indem er auf folgende Weise (S. 24) widerlegt: —— „damit die wahre Religion des freudigen Rechtthuns sich erhebe,„ hatte der Verf. gesagt —

er

„er wollte vielleicht, sezt der Schreiber hinzu, sagen: damit allen Lastern Thor und Thür geöfnet werde;„ indem er die Verdrehungen und den skurrilischen Aberwiz des Sempronius Gundibert wirklich für bedeutend zu halten scheint, und ein Buch, das nur dem niedrigsten Pöbel der Lesewelt erträglich seyn kann, unter wirklich Studirenden zu verbreiten bittet.

Sie trägt auch schon im äussern das Gepräge eines Skriblers an sich: sie ist in einer unbestimmten (z. B. philosophische Geschichte, sagt er, statt Geschichte der Philosophie) wässerigen, platten, gedehnten Sprache geschrieben.

Sie ist ein Product, das das Licht scheut; weder der Verfasser, noch sogar der Verleger haben es gewagt, sich namentlich zu ihr zu bekennen.

Diese so beschaffene Schrift haben Leipziger Gelehrte für ein Werk des berühmten und verdienten Theologen, Herrn D. Gabler zu Altdorf, — ich weiß nicht, ob wirklich gehalten, oder nur ausgegeben; — diese Alternative ist mir erlaubt,

da

da für Gelehrte das erste fast noch nachtheiliger ist, als das zweite. „Man hat dieselbe, sagt Hr. D. Gabler in der gedruckten Erklärung (Beilage B.), auf welche ich sogleich mich weiter beziehen werde — in Chursachsen mit Mühe in Umlauf gebracht.„ Man hat zugleich sorgfältig verbreitet, ich (der D. Gabler) sey der Verf. dieser Schrift.„ In einer hier zu Jena censirten, und so eben unter der Presse befindlichen Druckschrift: Apologetischer Versuch ꝛc. wird gesagt, daß man zu Leipzig Exemplare jenes Schreibens unentgeldlich vertheilt; immer mit der Versicherung, daß D. Gabler der Verf. desselben sey, und daß sie auf seinen Auftrag ausgetheilt würden. Manchen, die diese Nachricht über den Verfasser bezweifelten, hat man eigenhändige Briefe des D. Gabler vorzuzeigen versprochen, die seine Autorschaft beweisen sollten; welches leztere ich durch Briefe beweisen kann. Man hat dieselbe Schrift nach Dresden geschickt, ohne Zweifel gleichfalls mit der Versicherung, daß jener auswärtige Theolog sie verfaßt habe; denn weiter gehen meine Nachrichten nicht über diese geheimen Machinationen. Wenigstens hat der Concipient des Requisitionsschreibens offen-

bar

hat sie vor sich gehabt, denn dieselben Stellen, die der schreibende Vater angeführt, hat auch der Concipient ausgehoben.

Diese lichtscheue und so beschaffene Schrift also ist es, welche die Gelehrten einiger Universitäten, welche die höchsten Regierungscollegien von fünf angesehenen Ländern, welche, seitdem die Hannöverische Regierung unsre Namen, als Namen von Menschen, die gefährliche, höchstanstößige, und allgemeinschädliche Grundsätze hegen, öffentlich anschlagen, das sechste, und seitdem auch der Preußische Hof requirirt worden, an der Verfügung gegen uns Theil zu nehmen, das siebente, in Bewegung gesezt; sie ist es, die durch die nächsten Folgen, welche man ihr gegeben, noch unabsehbare, und nicht zu berechnende weitre Folgen haben kann. O! durch welche Geringfügigkeiten werden die menschlichen Schicksale bestimmt!

Hr. D. Gabler protestirt im Intelligenz Bl. der A. L. Z. N. B. (Beilage B.) ernstlich gegen das Gerücht, daß er der Verf. dieser Schrift sey, erklärt dieses Gerücht für eine grobe Verläumdung,

über-

überläßt die Verbreiter dieser Verläumdung ihrer eignen Schaam und Schande; und urtheilt über die Schrift ohngefähr so, wie ich so eben auch über sie geurtheilt habe.

Wer hat sie denn also geschrieben? Vielleicht, daß die äussern Verhältnisse des Verfassers, sein Charakter, seine persönlichen Beziehungen ein neues Licht über das Gewicht, das ihr zuzuschreiben sey, verbreiten. Nichts hält mich ab, meine Ueberzeugung, welcher lediglich die juridische Erweisbarkeit abgeht, auch darüber zu sagen.

Es lebt ganz in meiner Nähe ein unglücklicher Mann, der, ich weiß nicht, ob zur Strafe für etwas schon vorher verübtes, oder durch ein unseeliges Verhängniß, sich mit Schande und mit dem allgemeinen Hasse bedeckt hat, und welchem seitdem, so wie dem Orest, die Furie zum steten Geleit gegeben ist. Da die Schande sein eignes Element ist, und er doch nicht immer auf dem Katheder stehen kann, auf welchem der unsaubere Geist aus ihm Possen reißt, und Zoten ausstößt, wendet er seine übrige Zeit dazu an, in seiner Schande

zu wühlen, um andere zu besprützen, damit er sich doch in der menschlichen Gesellschaft nicht mehr so gar sehr zu schämen habe. Es ist in seinem Umkreise wohl kaum Ein Mann, oder eine Frau, die sich nicht schon über ihn zu beklagen gehabt, gegen welche er nicht schon schmutzige Verläumdungen ausgestoßen habe. Er ist schon häufig in Injurien-Processe, er ist in Untersuchung wegen einer auf dem Catheder ausgestoßenen Blasphemie verwickelt gewesen, hat sich aber, sagt man mir, jedesmal durchgelogen. Er hat, indem ich dieses schreibe, zwei Injurien-Processe, deren einen, den activen, er eben so plump und pöbelhaft führt, als er den zweiten, den passiven veranlaßt hat. Sein böser Geist treibt ihn, jeden Menschen, der nur ein wenig bemerkt wird, anzufeinden: komme er mit demselben in Collision, oder nicht, habe derselbe ihn beleidigt oder nicht, sey es demselben auch nur möglich, ihm zu schaden oder nicht; wie denn z. B. ich mit demselben weder in schriftstellerischer, noch academischer Rücksicht in Collision kommen kann, indem wir ganz verschiedne Fächer bearbeiten, und ich sein Angesicht noch nie gesehen habe, noch er, so viel mir bekannt ist, das meinige.

Er

Er gab ehemals alljährlich unter seinem Namen Angriffe auf ehrliche Männer heraus. Dies Institut kam ins Stocken, und seitdem hat er das Lästern im Intelligenzbl. der N. deutschen Bibliothek getrieben: dort hat er mehrere Pasquille auf unsern verehrungswürdigen D. Paulus, den er ganz besonders anfeindet, Eins auf HR. Schnaubert, auf BR. Scherer, u. a., so viel mir nur in dem kurzen Zeitraume bekannt worden, den ich hier lebe, einrücken lassen. Gewiß hat er dergleichen Thaten in Menge ausgeübt, die mir nur nicht bekannt worden; vielleicht giebt es hier keinen namhaften Gelehrten, den er nicht einmal auf diese Weise angegriffen.

Dieser Mann hat seit meiner Anstellung in Jena ganz besonders mich zum Ziele seiner litterarischen Lästerungen ersehen; welches mir zur Ehre gereicht, da ich darin gewissermaassen in die Stelle des ehrwürdigen D. Paulus trete, mit welchem gleiche Feinde zu haben, ich für Ruhm halte. Er hat, als jenes jährliche Lästerungs-Institut noch bestand, kein Jahr vergehen lassen, ohne mich genannt, und ungenannt, auf die in unserm

Zeitalter gefährlichste Weise, als Feind der Religion und der Staaten, zu verschreien. Er hat seitdem, zu verschiedenen mahlen, die gröbsten ihm selbst als solche bekannten Unwahrheiten in das Itg. Bl. der N. D. B. einrücken lassen. Dem Verleger dieser Pasquille, ist es durch einen andern Verläumdeten in einem Privatbriefe, und da dieses nicht half, von mir öffentlich verwiesen worden; seitdem wird nichts mehr von diesem Manne Herkommendes in jenem I. Bl. aufgenommen, und es bleibt ihm nichts übrig, als namenlose, lichtscheue Broschüren in das Publicum zu werfen.

Er hat insbesondre gleich nach meiner Ankunft in Jena, nachdem er den nichtverstandenen Saz meiner Philosophie: alles im Ich, und ausser dem Ich nichts, irgend woher erlauscht, sogleich gemerkt, was sich daraus gelegentlich machen liesse, und gegen eine Person, aus deren Munde ich es habe, geäussert: o, mit diesem wird es hier nicht lange währen; seine Principien müssen ihn auf den Atheismus führen, und dann wird ihn kein Fürst im Lande dulden. Er mag seit diesen fünf Jahren

sorgsam geharrt haben, ob denn nicht endlich eine Aeusserung erscheine, die sich für eine Erfüllung jener Weissagung ausgeben liesse. Er hat endlich geglaubt, sie in jenem Aufsatze meines Journals gefunden zu haben; und freudig die Gelegenheit ergriffen.

Wie wäre es, wenn — dieser Mann der Verfasser jenes Schreibens wäre? — der Mann von diesem allgemein bekannten Charakter, von dieser gleichfalls allgemein bekannten Feindschaft gegen mich, dieser Ignorant der ersten Klasse, als welchen er sich in jener Schrift darstellt. (Er hat zwar in seinem Fache eine ausgebreitete Celebrität, und es mag seyn, daß er eine Menge Büchertitel, und andere Dinge, die sich auswendig lernen lassen, auswendig weiß; aber Beurtheilung und wahre Geschicklichkeit und Verstand kann ein Mann, dem es an Verstande fehlt, einzusehen, wovon er nichts verstehe, in keinem einzigen Fache haben, wenn nicht die Vernunft selbst eine Lügnerin ist.)

Alles vereinigt sich, auf die Vermuthung zu führen, daß dieser Mann der Verf. sey. Seine

Denk=

Denkart, sein Styl, ganz besonders seine Logik, und einige charakteristische Eigenheiten, z. B. seine unaufhörliche Klage über Unverständlichkeit alles desjenigen, was er nicht schon mit diesen Worten auswendig gelernt hat, sind einzig im gelehrten Deutschlande. Diese Schrift so schreiben, konnte, wie ich im Herzen überzeugt bin, kein anderer Mensch. Ich brauchte nur wenige Seiten durchzulaufen, um ihn sogleich zu erkennen. Ich mache mich anheischig, wenn es irgend jemandem die Mühe lohnen könnte, den Beweis dieser Behauptung nach den Regeln der höhern Kritik so zu führen, wie nach diesen Regeln noch kein Beweis geführt worden.

Einen vor Gerichte gültigen Beweis habe ich nicht, und darum schreibe ich den Namen des Mannes nicht her, und darum äussere ich hier meine Ueberzeugung nur als Vermuthung. Jedoch kann ich, wenn jemand eine gerichtliche Untersuchung veranlassen wollte, einen Anfangspunkt derselben anweisen. Die Felseckerische Buchhandlung zu Nürnberg hat den Debit dieser Schrift; und von ihr ist das Exemplar, welches ich zu den

Acten lege, nebst andern, an die Gablerische Buchhandlung allhier gesendet worden. —— Untersuche einer nur recht, und gründlich; und ich zweifle keinen Augenblick, daß meine Vermuthung sich nicht vollkommen bestätigen werde. Wenn man recht untersucht, habe ich gesagt. Denn daß die Mittelspersonen, daß jener Mann selbst läugne, daß ein anderer für den Verf. ausgegeben wurde, daß etwa ein anderer sogar sich wirklich dazu bekennt, würde mich meines Irrthums nicht überführen. Selbst der lezte Fall ist in unserm Zeitalter da gewesen. In der Schrift: Bahrdt mit der eisernen Stirn, bekannte sich ein gewisser Schlegel namentlich; der doch, nach dem später erfolgten eignen Geständnisse des wahren Verfassers, sie keinesweges geschrieben hatte.

Ein solcher Mann also konnte es seyn, ein solcher Mann war es wahrscheinlich, der durch ein solches Mittel sechs Regierungen gegen mich in Bewegung sezte. Man kann nicht vermeiden, bei diesem Anblicke gerührt zu werden, und das Schicksal der Hohen zu beklagen. Es bedarf eines kleinen

nen Zufalls, und der erste beste verächtliche Mensch macht sie zum Werkzeuge seiner niedrigsten Leidenschaft, seines pöbelhaftesten Muthwillens!

III.

Nun wußten freilich diese Regierungen nicht, und eben so wenig, wie ich zu ihrer Ehre glauben will, die ersten Anstifter und Veranlasser, was ich so eben über den Verf. jener Schrift gesagt habe. Aber das wenigstens wußten die leztern, wenn sie auch nur gelehrte Zeitungen lasen, daß ich schon oft verläumdet worden, und mich auf eine den Verläumdern unmöglich angenehme Weise vertheidigt, daß so mancher litterarische Angriff auf mich geschehen, die ich gleichfalls rüstig abgewehrt. Sie konnten sonach erachten, daß es mir an litterarischen Gegnern und persönlichen Feinden nicht fehlen könne. Wie in aller Welt ging es doch zu, daß sie auch nicht auf eine entfernte Ahnung geriethen, ob nicht diese Schrift aus solch einer unreinen Quelle fliessen möge; besonders, als sie die durch Scheu vor einem politisch ohnmächtigen Professor garnicht zu erklärende Verheimlichung des Verfassers, und so-

sogar des Verlegers, bemerkten? Sie, die als Gelehrte denn doch Etwas wissen sollten, wie kam es, daß sie die Seichtigkeit und die Ignoranz des schreibenden Vaters so wenig bemerkten, daß sie sogar seine Meynungen zu den ihrigen; seine Art zu argumentiren, seinen Geschmack, seine Lieblingsschriften zu den ihrigen machten? — indem unter andern ein, übrigens um seiner Aufgeklärtheit willen dem Chursächsischen Kirchenrathe verdächtiger Theolog (so sagen gedruckte Schriften) das kleine Verdienst, welches (S. 5.) dem Ferdinand des Schriftstellers angetragen wird, sich wirklich gemacht, und Zuhörern von mir, die ihn auf einer Reise besucht, den Sempronius Gundibert als ein trefliches Buch empfohlen. Wie kommt es, daß sie, die denn doch wenigstens das theologische Journal von D. Gabler lesen, und den schriftstellerischen Charakter dieses Mannes ein wenig kennen sollten, jene Arbeit für die seinige halten konnten? Haben sie wirklich so wenig Kritik, oder ließ sie nur für diesmal ihre Leidenschaft dieselbe nicht gebrauchen? In der That, soll ich den Stützen und Repräsentanten der Wissenschaften in einem der ersten Staaten des protestantischen

Teutsch-

Teutschlandes eine Seichtigkeit und eine Ignoranz zutrauen, die noch sehr tief unter der des Briefstellers stehen mußte, den sie zu ihrer Autorität gemacht; oder soll ich vielmehr glauben, daß sie durch Leidenschaft geblendet, ihren sonstigen Scharfsinn nur diesmal nicht anwenden konnten? Sie gewinnen bei der leztern Voraussetzung. Wie kam es doch, daß sie Mittel gebrauchten, deren sich an keinem andern Orte der Welt Gelehrte bedienen würden; der hartnäckigen Versicherung jedem Widerspruche zu Troz, daß D. Gabler der Verf. jener Schrift sey, welches sie denn doch, wie nun die Erfahrung lehrt, so gewiß nicht wissen konnten; der unentgeldlichen Vertheilung jener Schrift, als ob D. G. sie veranstaltet hätte; des Anerbietens ein Schreiben von ihm vorzuzeigen, das seine Autorschaft ausser Zweifel sezte; welches entweder eine Lüge, oder die Vorbereitung zu einem Falsum war? Dadurch ist ja ihr persönlicher Haß gegen mich klar erwiesen.

Und wodurch habe ich sie beleidigt? Ich habe mit manchem Schriftsteller gelehrte Streitigkeiten gehabt; nicht, daß ichs wüßte, mit einem unter ih-

nen. Man müßte es künstlich anfangen, um gegen sie zu schreiben. Ich darf nicht sagen: es ist gelehrte Eifersucht, litterarischer Neid überhaupt, ohne mir eine Wichtigkeit anzumaassen zu scheinen, die ich vielleicht sogar bei ihnen nicht habe. Aber was ist es? Mögen dies andre ermessen; dieser Punkt ist überhaupt nicht von Bedeutung.

Aber — und dieser Punkt ist von Bedeutung — wie ist denn dies zugegangen, daß diese so höchst verdächtigen Insinuationen solche Schritte der Chursächsischen Regierung veranlassen konnten? — ich nenne nur diese Regierung; denn das später erfolgte Verbot der Hannövrischen Regierung ist ohne Zweifel auf das Ansuchen der erstern ergangen, wie dieselbe um ein ähnliches Verbot an dem Preussischen Hofe angesucht. Was wäre es doch, das die Weisheit dieser Regierung hätte verblenden können; da jene Triebfedern lediglich in gelehrten Gemüthern statt finden?

Hier bedarf es keiner Muthmaassungen und keines Rathens. Die Triebfeder ist klar; sie ist notorisch; nur daß keiner den Namen des Dinges aus-

aussprechen will. Ich bin überhaupt nicht gemacht, um hinter dem Berge zu halten; und ich will es besonders hier nicht; indem ich dieser Angriffe nunmehro müde bin, und für diesesmal entweder mir Ruhe verschaffen will, für mein ganzes übriges Leben, oder muthig zu Grunde gehen. Ich also will es seyn, der den Namen dieses Dinges ausspricht. Ich bin ihnen ein Democrat, ein Jacobiner; dies ist's. Von einem solchen glaubt man jeden Greuel ohne weitere Prüfung. Gegen einen solchen kann man gar keine Ungerechtigkeit begehen. Hat er auch diesesmal nicht verdient, was ihm wiederfährt, so hat er es ein andermal verdient. Recht geschieht ihm auf jeden Fall; und es ist politisch, die das wenigste Aufsehen erregende, die populärste Anklage zu ergreifen, um seiner habhaft zu werden.

Daß ich ihnen das bin, dieser sträfliche Democrat und Jacobiner, und daß ich ihnen deswegen unaussprechlich verhaßt bin, ist notorisch. Es bedarf nicht der Indiscretion, welche in dieser gerechtesten Selbstvertheidigung doch keine Indiscre-

tion seyn würde, an gewisse Aeusserungen zu erinnern, welche gegen verehrungswürdige Männer geschehen, die diese Schrift als meine Richter lesen werden, die selbst gegen diese Aeusserungen mich vertheidigt haben, die sich derselben bei dieser Stelle meiner Verantwortung ohne Zweifel erinnern werden. Es bedarf dieser Erinnerung an vergangene Dinge nicht; denn es ist mir ein bei der gegenwärtigen Gelegenheit geschriebner Brief eines Chursächsischen Ministers bekannt, in welchem von unserm vermeinten Atheismus geradezu gesprochen wird, als von einer neu erfundenen Maasregel dieser Democraten.

Also — das Resultat alles bisher gesagten — diese Anklage ist erfunden durch den charakterlosen unruhigen Muthwillen eines an seiner Ehre gekränkten Mannes; fortgepflanzt durch litterarische Eifersucht; ergriffen und gebraucht von dem Hasse gegen meinen vermeinten Democratismus, um mich zu verderben. Es ist nicht mein Atheismus, den sie gerichtlich verfolgen, es ist mein Democratismus. Der erstere hat nur die Veranlassung hergegeben. Vertheidige ich mich nur gegen das,

was man wirklich hören läßt, so ist das Verfahren gegen mich nur aufgeschoben; man fährt fort, mich zu hassen, und zu verwünschen, und ergreift die nächste Gelegenheit, um mich noch fester zu fassen. Ich muß, wenn ich auch für die Zukunft mir Ruhe erfechten will, geradezu auf den wahren Sitz der Anklage los gehen; ich muß mich vorzüglich vertheidigen, gegen das, was sie bloß im Herzen denken.

Ich bin also ein Democrat. Was ist denn nun dies, ein Democrat? Etwa ein solcher, der die democratische Regierungsverfassung als die einzig rechtmässige aufstellt, und deren Einführung empfiehlt. Ich sollte meynen, wenn er dies, selbst unter einer monarchischen Regierung, bloß in gelehrten Schriften thut, so könnte man die Widerlegung dieser Meinung, wenn sie unrecht ist, andern Gelehrten überlassen. So lange er nicht eine äussere Handlung vollzieht, um die bestehenden Regierungsverfassungen wirklich zu stürzen, und die ihm gefällige an die Stelle derselben zu setzen, sehe ich nicht ein, wie seine Meinung vor den Richterstuhl der Regierung auch nur gelan-

langen könne, vor welchen nur Thaten gehören. Jedoch ich weiß, daß über diesen Punkt die Gegner anders denken, denn ich. Denken sie, wie sie wollen; paßt denn jene Anklage auf mich, und bin ich denn ein Democrat, im oben angegebnen Sinne des Worts? Sie mögen freilich, seitdem sie ihren Begriff von mir fest sezten, und über mein Bild in ihrer Phantasie Democrat schrieben, nichts mehr von mir gehört, oder gelesen haben. Nun, so lassen sie sich jezo einen Auszug aus meiner Grundlage des Naturrechts 1. Th. S. 189. ff. geben. Man wird ihnen keinen Schriftsteller nennen können, der sich entscheidender und mit stärkern Gründen gegen die democratische Regierungsform, als eine absolut rechtswidrige Verfassung erklärt habe. Lassen sie sich überhaupt einen ehrlichen Auszug aus jenem Buche machen. Sie werden finden, daß ich eine Unterwürfigkeit unter das Gesez, und eine Aufsicht desselben über die Handlungen der Bürger fodere, wie sie noch von keinem ihrer Senatsrechtslehrer gedacht, in keiner ihrer Verfassungen zu realisiren versucht worden. Die meisten Klagen, die ich gegen dieses System gehört, waren darüber, daß

es der Freiheit (der Ungebundenheit und Gesezlosigkeit) der Menschen so großen Abbruch thäte. Ich bin sonach weit entfernt Anarchie zu predigen.

Doch, es ist wohl weit gefehlt, daß sie mit diesem Worte einen bestimmten Sinn, und den wissenschaftlichen richtigen Sinn verknüpfen sollten. Es wäre mir vielleicht möglich, wenn alle die Gelegenheiten, bei denen sie sich dieses Ausdrucks bedienen, zusammengenommen würden, zu sagen, welchen Begriff sie eigentlich damit verbinden; und es ist sehr möglich, daß ich in diesem Sinne ein sehr entschiedner Democrat bin; es ist wenigstens soviel gewiß, daß ich lieber gar nicht seyn möchte, als der Laune unterworfen seyn, und nicht dem Gesetze. — Jedoch, es bedarf dieser Erörterung nicht; ich kann mich wohl ohne dieselbe vertheidigen.

Wenn denn nun auch ein junger Mensch, der sein Vaterland aufgegeben hatte, und an keinem Staate hing, und damals als Gast in einer kleinen nordischen Republik lebte, von welcher aus er

in

in den Tagen, da sie verschlungen wurde, nach einer südlichen Republik abreis'te; wenn dieser junge Mensch, von Unwillen hingerissen über die Uebertreibungen, die sich damals die Vertheidiger der gesezlösen Willkühr der Mächtigen erlaubten, gleichfalls von seiner Seite ein wenig übertrieben hätte, um das Gleichgewicht herzustellen; wenn sogar dies noch unausgemacht wäre, ob er wirklich übertrieben, und ob selbst diese scheinbaren Uebertreibungen seine damaligen wahren Meinungen gewesen, indem er nur ein Fragment geliefert, nur einen Theil der Einen Seite gezeigt, und man ihn zur Erörterung der zweiten Seite auf seinem damaligen Wege nie fortgehen lassen; wenn derselbe, seitdem zum Manne geworden, in einer reifern durchdachten Schrift über denselben Gegenstand alle Einseitigkeit vermieden, und hoffentlich jeden Politiker zufrieden gestellt, der nur laut sagen darf, was er möchte: — wäre es dann billig und gerecht, jenen jugendlichen und unvollendeten Versuch des Jünglings noch immer zum Maasstabe der politischen Grundsätze des Mannes zu gebrauchen? — wenn ja zugegeben werden müßte, daß der Gelehrte, als Bürger, dem

Staa-

Staate für seine theoretischen Meinungen verantwortlich sey, welches kein wahrer Gelehrter je zugeben wird.

Dieser verhaßte Democrat, was hat er denn sogar damals, als er jene litterarische Sünde begangen haben soll, als er allenhalben nur Gast, keine Verbindlichkeit als die des Gastes gegen irgend einen Staat hatte, was hat er denn auch damals gethan, um seine vermeinten democratischen Grundsätze zu realisiren? Wen es interessirt, noch jezt die peinlichste genauste Untersuchung darüber anzustellen, dem will ich selbst mit den bestimmtesten Nachrichten, wo, und mit wem ich zu ieder Zeit gelebt habe, an die Hand gehen; und findet sich die geringste Schuld an mir, wird mir auch nur Ein verdächtiger Schritt in meiner Lebensgeschichte nachgewiesen, so will ich mich aller Sünden schuldig geben, deren meine ärgsten Feinde mich nur beschuldigen können. Was es ist in meinem Charakter, das sie an mir nicht kennen, welches über allen Verdacht mich absolut wegsetzen muß, und mich in die Lage sezt, sie kühn zur strengsten Prüfung meines ganzen Lebens aufzufodern; werde

de ich tiefer unten noch bestimmter bezeichnen; es ist meine entschiedne Liebe zu einem speculativen Leben.

Seit fünf Jahren habe ich unverrückt an Einem Orte gelebt. Ich bin daselbst dem Anblicke des Publicums ausgesezter; und ohne Zweifel hat man mich genau beobachtet, indem es das Interesse des Hasses und der Erbitterung vieler erfoderte, mich zu beobachten. Man hat mich auf allerlei Weise versucht: was hat man denn nun an mir gefunden?

Ich habe mich selbst zu vertheidigen; es wird sonach nöthig seyn, von mir selbst zu reden. Die Noth entschuldige mich, wenn ich unbescheiden scheine.

Habe ich in meinem Wirkungskreise Unruhe, Unordnung, Gesezwidrigkeit je gebilligt, unterstüzt, erregt? Ich habe vielmehr, wie den Durchlauchtigsten Erhaltern der Universität, und dem ganzen Publicum der Herzoglichen Sächsischen Lande bekannt ist, mich selbst aufgeopfert, um die Hauptquelle aller Gesezlosigkeit auf dieser Academie

zu verstopfen. Es ist mir freilich nicht gelungen, und ich hatte in der That Unrecht, es zu unternehmen. Ich sollte von einer Seite wissen, daß ich in dieser kurzen Zeit das Vorurtheil der beleidigten Parthey gegen mich noch nicht habe ausrotten können, daß diese von mir nichts gutes erwarte, und daß es ihr hinlänglich sey, zu wissen, daß ein Plan von mir herkomme, um ihn zu hintertreiben; ich sollte von der andern wissen, daß Obere den Plan des Niedern nie unverändert befolgen werden. Leider lernt man gewisse Wahrheiten nur durch Erfahrung; dann aber behält sie denn auch der nicht ganz unverständige für sein ganzes Leben. Genug, darüber ist bei den Unterrichteten jezt nur Eine Stimme, daß ich es gut gemeint hatte.

Hat man mich je wegen irgend einer Vergehung gegen die Gesetze zur Verantwortung zu ziehen gehabt? Es ist wahr, ich bin einmal angeklagt gewesen, aber zu meiner Ehre und nicht zur Ehre der Ankläger losgesprochen worden; mit dem allgemeinen Beifalle des Publicums, nachdem es durch den ohne mein Zuthun geschehenen Abdruck

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

der Acten über die wahre Beschaffenheit der Sache unterrichtet worden.

Es ist wahr, ich bin auf mannigfaltige Weise verläumdet worden, über Aeusserungen, die ich auf dem Catheder gemacht haben solle. Ich trage nichts auf dem Catheder vor, dessen Inhalt nicht gedruckt vor dem Publicum liege. Ich habe besonders diejenigen Vorlesungen (über die Bestimmung des Gelehrten), welche diese Verläumdung am heftigsten traf, durch den Druck bekannt gemacht; und die mir Schuld gegebenen Aeusserungen haben sich in denselben nicht gefunden. Es ist keine Kunst hinter dem Rücken zu verläumden; und in der That nicht freundschaftlich, diese heimlichen Verläumdungen dem zu verbergen, den sie treffen. Sey man unbesorgt für mich; ich stehe dafür, ich werde jede Verläumdung widerlegen, wenn sie mir nur bekannt wird; denn ich werde sicherlich nie etwas unrechtes thun.

Im Innern sonach hat man keine Schuld an mir gefunden; aber vielleicht führe ich verdächtige auswärtige Correspondenz? — Das sollte ja bekannt

BAYERISCHE STAATS BIBLIOTHEK MÜNCHEN

kannt worden seyn; denn man hat in den ersten Jahren meines hiesigen Aufenthalts nicht ermangelt, Briefe von mir und an mich zu unterschlagen, oder erbrochen ankommen zu lassen: Seit geraumer Zeit finde ich nicht mehr, daß man sich diese vergebliche Mühe nimmt. Und man hat Recht daran; denn meine Briefe sind für den dritten gewöhnlich der Mühe des Oefnens nicht werth.

Oder habe ich seit meinem hiesigen Aufenthalte bedenkliche anonyme Schriften geschrieben? Es ist hierüber auch nicht einmal ein leiser Verdacht auf mich gefallen. Ich kann sagen, was ich nur bei dieser Gelegenheit sagen darf, daß ich Zeugen dafür habe, unüberlegte Schriften, die mir zur Beförderung für den Druck zugesandt worden, unterdrückt zu haben; bis man nun endlich auch darüber meine Grundsätze zu wissen scheint, und diese vergebliche Mühe sich nicht mehr macht.

Ist denn endlich mein persönlicher, und bürgerlicher Charakter, ist meine Lage von der Art, daß mit einem Anschein von Vernunft der Wunsch einer Staatsumwälzung bei mir vorauszusetzen wä-

re? Nur diejenigen pflegen eine Revolution zu wünschen, die von einer steten Unruhe umgetrieben werden, die kein Geschäft oder keinen Wohlgefallen an ihrem Geschäfte haben, die mit ihren Mitbürgern in Haß und Streit verflochten sind; die im Hause Unfrieden und Mangel, ausser dem Hause Unehre und Schulden haben; die das ihrige durchbringen, und darum das fremde begehren, welche, da sie nichts zu verlieren haben, bei Unruhen nur gewinnen können, unruhige Bürger, schlechte Wirthschafter, üble Gatten und Hausväter. Diejenigen, welche mich kennen, unter denen ich seit fünf Jahren lebe, mögen antworten, ob in jenem Bilde Ein Zug ist, der auf mich paßt. Der academische Senat hat schon vor vier Jahren mir ein rühmliches Zeugniß der Unbescholtenheit gegeben; ich bin sehr sicher, daß er es gegenwärtig nicht zurücknehmen würde. — Ich kann mit Freude sagen, daß ich in diesen fünf Jahren den größten Theil meiner Feinde in meinem nächsten Umkreise mit mir versöhnt habe: lasse man mich noch fünf Jahre unter ihnen leben, und sie werden mich lieben.

Aber ich bin denn doch nun einmal Gelehrter; und nach der Meinung angesehener Politiker sollen, ausser dem eigenthumslosen und rechtslosen Pöbel, mehrere unter diesen, unzufrieden damit, daß sie nicht selbst die ersten Stellen im Staate bekleiden — diese nebst dem Pöbel allein sollen es seyn, die eine Revolution in den bestehenden Staatsverfassungen wünschen. — Ich weiß nicht, und kann nicht wissen, ob es überhaupt dergleichen Gelehrte, wie sie dieselben beschreiben, giebt oder nicht; aber jene Politiker erlauben mir ihnen ein untrügliches Kriterium anzugeben, welche Individuen nicht zu dieser Klasse gehören. Es sind diejenigen, welche ihre Wissenschaft lieben, und zeigen, daß sich dieselbe ihres ganzen Geistes bemächtigt hat. Die Liebe der Wissenschaft, und ganz besonders die der Speculation, wenn sie den Menschen einmal ergriffen hat, nimmt ihn so ein, daß er keinen andern Wunsch übrig behält, als den, sich in Ruhe mit ihr zu beschäftigen. Von aussen bedarf er nur der Stille, darum sind revolutionaire Zeiten gerade gegen seinen Wunsch; den innern Frieden trägt er in sich selbst.

Diejenigen, welche meine Lebensweise, und die Anwendung meiner Zeit kennen, mögen urtheilen, ob ich mir einen Platz unter der leztern Klasse nicht mit Recht anmassen dürfte; und selbst das große Publicum, vor welchem meine Arbeiten der lezten fünf Jahre liegen, vor welchem sie denn doch bei weitem noch nicht alle liegen, und eben so wenig die Zeit, die ich auf meine Vorlesungen wende, — mag mit urtheilen! Wer mich und meine Lage näher kennt, ermesse, Wen ich wohl beneiden möge, was es wohl seyn möge, das ich lieber zu seyn wünschen könnte, als das, was ich bin, was es wohl seyn möge, das ich durch eine Staatsveränderung gewinnen könne. Meinen Unterhalt giebt mir das Publicum; noch nie haben meine Wünsche sich weiter erstreckt, als die Mittel, sie zu befriedigen; und ich beneide hierüber keinen, und weiche keinem. Wollte ich herrschen, so treibt mich meine Neigung weit mehr, es im Reiche der Begriffe zu thun, diesen zu gebieten, sich aufzuklären, und sich in Reihe und Glieder zu stellen, was ich verstehe; als eigenwilligen, schwer zu lenkenden und so selten der Vernunft sich fügenden Menschen zu befehlen, was ich nie

ge-

gelernt, noch geübt habe. Könnte mich der Ruhm reizen — o ich lebe unter einer Nation, und in einem Zeitalter, in welchem der Name eines seine Wissenschaft nicht unglücklich bearbeitenden Gelehrten wohl so oft genannt wird, als andrer Namen.

Ich kann keine Revolution wünschen, denn meine Wünsche sind befriedigt. Ich kann keine Revolution herbeiführen und unterstützen wollen; denn ich habe dazu nicht Zeit; meine Zeit ist für ganz andre Dinge, die der Ruhe bedürfen, bestimmt. Es wäre etwas völlig neues und unerhörtes in der Menschengeschichte, daß der Urheber eines neuen ganz speculativen Systems sich auch an die Spitze einer politischen Revolution stellte. — Es ist denn doch wohl zu erwarten, daß ein nicht ganz unverständiger sich, so wie er nur aus dem Jünglingsalter heraus tritt, einen Plan für sein Leben entwirft. Einen solchen Plan habe ich längst entworfen. Zuförderst habe ich mein philosophisches System deutlich darzustellen, und zu vollenden; und es ist darüber noch sehr viel zu thun. Von ihm aus bieten sich mir andere neue Entde-

ckungen dar, welchen ich dann nachgehen werde. Es zeigt sich mir ein Uebergang zu andern Wissenschaften, und eine gänzliche Umschaffung mehrerer, welches mir nach Vollendung jener Aufgaben Arbeit geben wird. Und sähe ich ein Leben von Jahrhunderten vor mir, ich wüßte dieselben schon jezt ganz meiner Neigung gemäß so einzutheilen, daß mir nicht eine Stunde zum Revolutioniren übrig bleiben würde.

Schon der litterarische Gang eines Mannes enthüllt seinen Charakter. Wer mit einer unruhigen Thätigkeit heute in diese Wissenschaft, morgen in eine andre sich wirft, allenthalben sich umtreibt, und nirgends etwas endet, sorgsam in jedem Fache dasjenige aufsucht, was unmittelbar Aufsehen erregt, in die Augen fällt, und glänzet, wer an die Grossen und Bedeutenden sich hängt, und ihnen schmeichelt, — auf den könnte allenfalls ein Verdacht revolutionärer Absichten fallen. Auf mich wohl nicht, der ich von allen diesem das gerade Gegentheil thue. Daß ich früher, als ich erwartete, einem grossen Theile des Publicums bekannt worden, haben ganz allein meine Gegner

durch

durch ihre Angriffe und durch die Art derselben bewirkt. Mein Ich, und Nicht Ich hatte nicht das Ansehen, die Aufmerksamkeit anderer Personen, als die wenigen vertrauten Kenner der Speculation, an sich zu ziehen; und sogar diese nur spät. — So viel wird jeder, der mich kennt, gestehen müssen; daß, wenn ich ehrgeizige Absichten hätte, ich mich sehr verkehrt benehme, um sie auszuführen.

Wenn denn nun dies alles notorisch ist, was beabsichtigt man denn durch jenen Ausruf: er ist ein Democrat„ durch jenen unauslöschlichen Verdacht, durch jenen bittern Haß, mit welchem man, —— denn ich bin müde, von mir allein zu reden — eine Menge verdienter Gelehrten, und Schriftsteller in Teutschland verfolgt, an denen man eben so wenig Schuld finden wird, als an mir? Was beabsichtigt man durch jenes terroristische Verläumdungssystem, welches man mit so viel Wohlgefallen aufnimmt, so kräftig unterstüzt, so fürstlich belohnt? Wenn es denn wirklich wahr wäre, daß einige dieser Schriftsteller einigen der bestehenden Regierungen nicht gute Absichten zugetraut,

traut, daß sie sie im Verdachte der Illegalität und der Gewaltthätigkeit gehabt hätten, werden dieselben denn nun dadurch widerlegt, daß man gegen sie wirklich gewaltthätig verfährt — und mit den Waffen, deren sich sonst nur die niedrigsten im Volke bedienen, mit den Waffen der Verläumdung? Wenn es wahr wäre, daß einige unter diesen Schriftstellern den bestehenden Regierungen abgeneigt wären; werden sie ihnen denn dadurch versöhnt werden, daß diese Regierungen sie in beständigem Schrecken erhalten, und jede Gelegenheit ergreifen, sie zu verderben? Jedoch, das will man auch wohl nicht, sie aussöhnen; denn daß in der Brust des Menschen auch eine Macht ruhe, die sich durch keinen Mechanismus fesseln, und durch keinen Mechanismus ersetzen lasse, und daß das Talent ein nicht zu verachtender Alliirter sey, will man noch nicht anerkennen. Will man sonach etwa nur Rache nehmen? Dieser Zweck wäre zu klein für Regierungen; nur beleidigte Subalternen können ihn haben; aber die Regierungen werden leider oft unwissentlich zu Werkzeugen dieser niedern Leidenschaften gemacht.

Ich erkläre hierdurch mit der entschiedensten Freimüthigkeit, daß gegenwärtig kein anderes Land in Europa ist, in welchem ich lieber leben möchte, als Teutschland; und keine Lage, die ich mehr wünsche, als die, in welcher ich wirklich mich befinde. Ich bedarf nur der Ruhe um mich herum und persönlicher Sicherheit; alles übrige will ich mir selbst verschaffen. Jene beiden Güter haben bis jezo die teutschen Geseße mir gewährt. Aber, wenn es denn nunmehro wirklich dahin kommen sollte, und der Plan gemacht wäre, und seine Ausführung bei uns anheben sollte, daß in Teutschland keine Ruhe und bürgerliche Sicherheit mehr für den Schriftsteller wäre, daß alle durch das Gesez geschüzt würden, nur er nicht; so bleibt ja nichts übrig, als zu gehen, wohin man uns ausstößt. Wo drauf zu rechnen ist, daß nur Gewalt gelte, da kann man ja hoffen, selbst einen Theil derselben an sich zu ziehen, um sich dadurch zu schüßen. Ganz unleidlich ist nur der Zustand, da uns das Gesez beschränkt, aber nicht beschüzt. Und so werden hoffentlich noch mehrere rechtliche Teutsche denken.

Ich übertreibe nicht; ich mahle nicht ins schwarze. Meine Regierungen wollen nicht, daß ich klage, daß ich Verfolgung befürchte; edle Mitglieder derselben sind schon durch das, was ich in meiner (nicht gegen die Anklage, die mir damals noch gar nicht bekannt war, sondern gegen die Beschuldigung des Atheismus im Confiscationsrescripte gerichtete) Appellation gesagt, verwundet worden. Sie wollen, daß ich mich dem Schutze ihres gerechten, ihres aufgeklärten, ihres großmüthigen Regiments ruhig überlasse, mir nicht selbst helfe, mich so gelind vertheidige, als möglich. Gott behüte meinen Verstand vor der Verwirrung, daß ich diesen Regierungen nicht vertraute! Durch diese ganze Vertheidigungsschrift weht ja der Geist des reinsten Vertrauens. Sie werden mich sicher schützen, wogegen sie schützen können, und wogegen sie zu schützen haben.

Sie werden meinen Leib schützen; in den Ernestinischen Landen wird mir denn wohl nicht, wie dem Vanini, der Scheiterhaufen gebaut. Sie werden mich nicht mit Schimpf meines Amtes ent-

se-

setzen, mich nicht des Landes verweisen; mir auch wohl nicht eine, als Ausnahme und in diesem Zusammenhange strafende und entehrende Beschränkung meiner Lehr- und Schreibe-Freiheit zufügen; mir auch wohl keinen gerichtlichen Verweis geben lassen, thätig nichts gegen meine Ehre und guten Namen, die ich höher schätze, als das Leben, vornehmen.

Aber können sie, kann irgend eine Macht der Erde, wieder gut machen, was mir s c h o n w i r k l i c h z u g e f ü g t i s t? Können sie das Brandmark auswaschen, das man vor den Augen der Nation auf meine Stirn gedruckt hat?

Dem Gelehrten, besonders dem academischen, der nicht von einem engen Kreise, sondern von der ganzen Nation abhängt, geht Ehre, guter Ruf und Zutrauen der Nation über alles; denn diese sind die ausschliessende Bedingung aller seiner Wirksamkeit, er besteht nur durch sie: und ich insbesondre kann hinzusetzen, — was für mich das a l l e r l e z t e ist, worauf aber wahrscheinlich meine Richter Rücksicht nehmen werden, — daß ich

auch

auch kein Brod mehr habe, wenn ich keine Ehre mehr habe. Diese Ehre aber kann durch nichts unwiderbringlicher angegriffen werden, als gerade durch die gegen mich vorgebrachte Beschuldigung des Atheismus. Diese Beschuldigung ists, welche unmittelbar verpestet und vergiftet. Diese muß ich selbst von mir abwehren, so weit ich kann. Aber ganz abwehren werde ich sie nie können. Es giebt Hunderte in Teutschland, und dies nicht in niedrigen Ständen, die sich auf die Vertheidigung gar nicht einlassen; die, indem man ihnen noch beweis't, und zehnmal bewiesen hat, daß man Gott und Religion schlechterdings nicht läugne, sondern vielmehr dringend einschärfe, zum alten Spruche zurückkehren: aber man muß dem Volke (der wirkliche Unglaube ist eine Auszeichnung für sie) Gott nicht nehmen; es giebt Tausende, die die Beschuldigung gar wohl verstehen, aber nicht die Vertheidigung; es giebt viele Tausende, denen die Beschuldigung bekannt wird, aber in ihrem ganzen Leben kein Wort davon, daß auch nur eine Vertheidigung erfolgt sey. In den Seelen dieser aller bleibt der ihnen eingeprägte Abscheu unerschüttert. Und auf welche mannigfaltige Weise können

doch

doch sie alle Einfluß haben auf meine Wirksamkeit. Es giebt z. B. unter ihnen ganz gewiß mehrere Lehrer der Jugend, die ihren Abscheu vor meinem Namen in die zarten Gemüther unauslöschlich einprägen werden; in Gemüther, deren Denkart ins künftige Folgen für mich haben kann, mit denen ich, dem Laufe der Natur gemäß, noch werde zu leben haben, unter denen künftige Vorgesezte, Collegen, Untergebne von mir seyn können; aus denen ich Schüler, Leser, Freunde hätte machen können. Ich erinnere mich aus meiner frühsten Jugend die Namen Voltäre und Rousseau zuerst dadurch kennen gelernt zu haben, daß ein übrigens verdienter Lehrer in der Schulstunde die göttliche Barmherzigkeit um die Bekehrung dieser bösen Menschen anflehte. Ich habe erst spät den Abscheu überwinden gelernt, der mich seitdem bei Nennung dieser Männer, aus deren Schriften ich doch nachher sehr viel gutes gelernt habe, zu ergreifen pflegte; und ich bin überzeugt, daß noch eine Menge Personen leben, die den ihnen durch diese feierliche Anrufung eingepflanzten Haß noch nicht überwunden haben, und nie überwinden werden. Wer weiß, welcher Zelot, indem ich dieses schrei-

be,

be, vor seinen Schülern gleichfalls die göttliche Barmherzigkeit um meine Bekehrung anfleht, und dadurch meinen Namen der Verabscheuung der nächstkommendeu Generation übergiebt. — Kurz, was ich auch thün mag, und was andere thun mögen; — und wenn die Chursächsische Regierung selbst einen feierlichen Widerruf ihrer Beschuldigung und ein Belobungsschreiben für mich durch das ganze teutsche Reich an allen öffentlichen Orten affigiren liesse, — das meiner Ehre und meinem guten Namen zugefügte Brandmark ist nie völlig auszulöschen, so lange ich lebe. Nur auf die Nachwelt werde ich es nicht mitnehmen; mit meinem Tode wird es auf die Urheber und Verbreiter dieser Beschuldigung, die so gern auch eine persönliche Verfolgung gegen mich erregt hätten, fallen, und ihre Namen neben den Namen der Alba, und der Joachim Langen der unsterblichen Schande überliefern, wenn sie nicht noch bei Zeiten widerrufen, und alles thun, was sie vermögen, um den mir zugefügten Schaden wieder gut zu machen.

Dieser unersezliche Angriff auf meinen guten Namen ist denn doch wohl offenbar eine ungerechte

Ge-

Gewaltthätigkeit gegen einen Unschuldigen. Jedermann soll in einem wohleingerichteten Staate aller Ehre, und alles guten Namens theilhaftig bleiben, den er sich zu erwerben weiß, und den er nicht selbst durch seine Thaten verwirkt. Ich habe einleuchtend bewiesen, daß ich nichts gethan habe, um der Nation als ein Gottloser angekündigt zu werden. Die Chursächsische Regierung hat inzwischen dieses gethan, und die Hannöverische hat es nachgeahmt.

Man wird nicht widerrufen; so urtheilt jedermann. Nun wohlan, so muß ich ertragen, was eine Macht, mit der ich nicht rechten kann, mir zufügt. Aber lasse man mich wenigstens etwas dadurch gewinnen: will man nicht gerecht seyn, so sey man wenigstens billig. Ich hatte ihnen mißfallen; man glaubte dafür Rache nehmen zu müssen. Man hat sie genommen, mehr als hinlänglich; ich bin sattsam gestraft; ich bin verschrien für mein übriges Leben: Lasse man sich an dieser Rache genügen.

Unterzeichne man von Stund an eine allgemeine Amnestie. Ich und meines gleichen wollen

nimmermehr wieder die bekannten Punkte berüh- ren, deren Berührung sie so sehr scheuen. Wir haben durch unsern Schaden gelernt, daß gegen- wärtig nicht der Zeitpunkt der ruhigen Discussion ist, da man für Gründe Gehör, und allenfalls Gegengründe erwarten dürfte, daß die Leiden- schaft, die irriger Weise glaubt, jeder ihr miß- fällige Saz solle alsbald im Leben realisirt wer- den; auf der Stelle Antheil am Dispüt nimmt. Lassen sie uns dagegen Ruhe bei unsern andern Geschäften, die ihnen schlechterdings nichts verschlagen können, bei unsern Unter- suchungen über die Substanz, über die An- wendbarkeit des Satzes der Kausalität, über den gegebenen, oder nicht gegebenen Stoff, und dergleichen; lassen sie sich, wenn sie wol- len, von Nicolai und Consorten, über die- se Untersuchungen einen Spaß machen, denn dieses dürfte wohl der einzige Gebrauch seyn, den dieselben für sie haben können; nur verbieten sie diese Untersuchungen nicht, unter Androhung ei- ner ernstlichen Bestrafung. Sie haben auch noch einen andern Gebrauch, ausser dem zum Spaße.

Gewähren sie uns, wenn wir sonst als ruhige ordentliche Bürger leben, bürgerliche Sicherheit; und lassen sie uns die Ehre und den guten Namen, den jeder sich erwerben kann, ungekränkt. Begünstigen sie nicht ferner die Verläumdung der Hofmänner, der Eudämonien, und dergleichen gegen uns; lassen sie noch weniger sich selbst verleiten, ehrenrührige Edicte gegen uns ergehen, in allen Zeitungen abdrucken, an allen öffentlichen Orten affigiren zu lassen. Gewähren sie uns diese billige Bitte, und wir geben ihnen unser Wort, daß wir sie nie mit einer andern Bitte beschweren werden.

Legen Eure Magnificenz diese unsre Vertheidigung, diese unsre Wünsche und Hofnungen, worauf die Ruhe unsers Lebens beruht, nebst der Bezeugung unsrer tiefsten Ehrfurcht, zu den Füssen, oder eigentlicher, an den weisen Verstand, und das edle großmüthige Herz der Durchlauchtigsten Herzoge, welche die göttliche Vorsehung, da sie die Verfolgungen und

Bitterkeiten unsers Lebens bestimmte, als Entschädigung dafür uns zu Obrigkeiten gab; vor denen wir alle jene Klagen laut werden lassen dürfen, da keine derselben Sie trift, und die wir mit freier freudiger Verehrung zu verehren vermögen.

Nachschrift.

I.

Nachdem ich diese Verantwortungsschrift schon geschlossen, erscheint die Beilage *D.* Sie ist einer der einleuchtendsten Belege zu der oben geschehenen Aeusserung, daß man es gar nicht mit meinem vorgeblichen Atheismus, sondern mit meinem vermeinten Democratismus zu thun habe.

Diese Schrift kommt, der Aussage der Buchhändler zufolge, aus Chursachsen; und sie hat allem Ansehen nach einen dortigen Geschäftsmann zum Urheber. Sie verbindet zuförderst Suffisance mit derber Ignoranz; besonders in der neusten

Geschichte der Philosophie. Nach ihr soll es in der angestrichnen Stelle (S. 4) gegen die Grammatik laufen, zu sagen, daß man von Wärme und Kälte wisse; man müsse sagen; von ihnen etwas wissen. Aber es läuft nach ihm nicht gegen allen gesunden Menschenverstand (S. 3) von dem räsonnirenden Beweise des Daseyns Gottes aus dem Daseyn der Welt in unsern Tagen noch zu sprechen, als ob gegen denselben nie etwas eingewendet worden; zu thun, als ob es nichts weiter bedürfe, als einen Professor der Philosophie an ihn nur erinnern, (S. 4) zu thun, als ob der transscendentale Idealismus die Substantialität der Seele nicht läugne, sondern an dieselbe nur erinnert werden müsse, da er doch notorisch sie läugnet; eben daselbst zu thun, als ob von diesem Systeme aus man in den Materialismus zurückfallen könnte, da doch eben so notorisch das Fürsichbestehen der Materie geläugnet wird; kurz in seiner Widerlegung von lauter solchen Sätzen auszugehen, welche notorisch der Gegner ihm nicht zugiebt. Ferner ist der Verf. in der französischen Litteratur wohl bewandert; macht aber in den drei Blättern zwei derbe Verstoße gegen die neuste teutsche Littera-

naturgeschichte; indem er (S. 5) Hrn. Forberg, der um Jahre früher philosophischer Schriftsteller gewesen, denn ich, zu meinem ehemaligen Schüler, und (S. 8) Hrn. Friedrich Schlegel zu Berlin zu einem Jenaischen Litterator macht.

Er selbst giebt seiner Schrift ein halb officielles Ansehen, so wie dies gleichfalls die höchstelende Hannöverische thut, deren er auf der Rückseite des Titels erwähnt; indem er S. 6 in der unterstrichnen Stelle sowohl weiß, was die Churfächsische Regierung eigentlich beabsichtige, welches wir andern bis jezt noch nicht haben errathen können, auch aus der Foderung einer ernstlichen Bestrafung kaum so errathen haben würden; indem er S. 8 sich gar eines Wir bedient, um diese Zwecke anzukündigen.

Wie nun in dieser halbofficiellen Schrift die Sache angesehen werde, erhellet aus der S. 8 angestrichnen Stelle.

Die ganze Schrift ist zugleich ein Beleg zu der hämischen, tückischen Verläumdungs- Verkezerungs-

und Verdrehungssucht, über welche ich oben geklagt habe.

II.

Die Schrift, auf die ich mich oben berufen habe, in Absicht des zu Leipzig verbreiteten Gerichts, daß Hr. D. Gabler Exemplare des Schreibens eines Vaters zur unentgeldlichen Vertheilung in die genannte Stadt gesendet habe, ist indeß erschienen. (Beilage F.) Die Stelle, in welcher diese Nachricht gegeben wird, ist auf der lezten Seite befindlich, und daselbst angestrichen.

Fr.

Fr. I. Niethammers

als Mitherausgebers des philosophischen Journals

Verantwortungsschrift.

Magnifice Academiae Pro-Rector.

Die Anklage, die gegen uns, die Herausgeber des Philosophischen Journals einer Gesellschaft Teutscher Gelehrten, wegen Verbreitung atheistischer Grundsätze erhoben worden, ist zu ernsthaft, als daß wir uns nicht von allen Seiten verpflichtet finden sollten, der an uns ergangnen Auffoderung zur Verantwortung Gehorsam zu leisten. Wir sind es unsrer erleuchteten Regierung, wir sind es der hiesigen Universität, wir sind es uns selbst schuldig, uns zu vertheidigen; und wir wollen es mit all der Ehrfurcht thun, die unsern erhabnen Fürsten gebührt, mit all dem Ernst, den die Wichtigkeit der Beschuldigung fodert, und mit all der Ruhe, welche das Bewußtseyn einer guten Sache

giebt,

giebt, und die Gewißheit, weise und gerechte Richter zu finden, verdoppelt.

* *

*

Wir, die Professoren zu Jena, Fichte und Niethammer, sind in dem Churfürstlich Sächsischen Requisitionsschreiben an die Sächsischen Fürstenhöfe, das uns zur Verantwortung zugefertiget worden, angeklagt:

„Daß in dem 1sten Heft des von uns herausgegebnen Philosophischen Journals von 1798 solche Grundsätze geäußert worden, die mit der Christlichen, ja selbst mit der natürlichen Religion unverträglich sind, und offenbar auf Verbreitung des Atheismus abzielen."

Die Herausgeber des Philosophischen Journals, als solche, kann diese Anklage nur insofern treffen, als sie die zwei in der Anklage benannte

nannten Abhandlungen, in denen solche Grundsätze enthalten seyn sollen, zum Drucke befördert haben. Wären die Herausgeber in Rücksicht ihres Philosophischen Journals einer Censur unterworfen, so würden sie die ganze Anklage und die Last der Vertheidigung von sich weg auf den Censor wälzen, der den Druck jener Abhandlungen gestattet, sonach auch zu verantworten hätte. Da sie aber das Vertrauen ihrer Regierung genießen, Censurfrei und ihre eignen Censoren zu seyn; so fällt allerdings diese Verantwortung ihnen selbst anheim. Sie treten also hier in der Gestalt des Censors auf, der angeklagt ist, durch die Erlaubniß zum Druck jener Abhandlungen seine Vollmacht überschritten zu haben.

Es muß uns um so mehr daran gelegen seyn, uns gegen diese Anklage vollständig zu rechtfertigen, je mehr es uns selbst heilige Pflicht ist, uns zu hüten, daß das ehrenvolle Zutrauen, welches der Staat seinen Gelehrten durch jenes wichtige Privilegium erweiset, selbst nicht einmal durch den Schein eines Misbrauchs geschwächt werde.

Unsre

Unsre ganze Rechtfertigung bringen wir auf zwei Hauptpunkte zurück:

I. Wir haben durch die Erlaubniß zum Druck jener Abhandlungen kein Censur-Gesetz überschritten.

II. Wir haben selbst die Freiheit, die das Censur-Gesetz einem Philosophischen Journal ertheilt, bei weitem nicht in ihrem ganzen Umfang, sondern mit einer Behutsamkeit und Vorsicht gebraucht, die uns von allem Verdacht, sie jemals misbrauchen zu können, freisprechen muß.

I.

Unsre Vertheidigung darf kein Bedenken tragen, den allerschlimmsten Fall, den die Anklage setzt, anzunehmen. Angenommen also, daß erwiesen sey, was die Anklage als erwiesen voraus-

setzt,

setzt, wir aber als unerweislich erklären dürfen: daß die Grundsätze in den angefochtenen Abhandlungen nicht nur mit keinem der Christlichen Religionssysteme, sondern überhaupt mit keiner Religionslehre verträglich und offenbar atheistisch seyen: so ist doch die Erlaubniß zum Druck jener Abhandlungen keinem Censur-Gesetz entgegen.

Wir wollen uns nicht darauf berufen, daß ein specielles Censur-Gesetz gegen das Drucken atheistischer Schriften überall nicht vorhanden sey. Es könnte uns nichts helfen, diese Ausflucht zu ergreifen; man würde uns das allgemeine Gesetz entgegen halten, das alle solche specielle Censur-Gesetze entbehrlich macht, das Gesetz: überhaupt nichts gegen Religion und Staat drucken zu lassen. Dieses Gesetz ist es also, nach welchem wir gerichtet werden sollen.

Man darf daran erinnern, daß in einem Staate, der nicht nach bloßer Willkühr beherrscht, son-

dern nach Grundsätzen der Weisheit regiert wird, dieses Gesetz in der ganzen Allgemeinheit, die es in jener Formel ausgesprochen wirklich hat, nicht verstanden werden könne, weil es für die ganze Schriftstellerei vernichtend werden müßte. Das Gesetz: nichts gegen Religion und Staat drucken zu lassen, muß sich, in dieser weiten Ausdehnung verstanden, von selbst in das Gesetz: nichts über Religion und Staat drucken zu lassen, verwandeln; und es kann auch dabei nicht stehen bleiben. Das menschliche Wissen und Denken macht Ein Ganzes von Begriffen, in welchem kein Punkt sich so isoliren läßt, daß er nicht durch jede Erschütterung, die irgend ein noch so entfernter Punkt des Ganzen erfährt, mit erschüttert zu werden fürchten müßte; das Gesetz kann sonach nur damit enden, alles Schreiben und Drucken, über was immer für einen Gegenstand des menschlichen Wissens und Denkens, ganz und gar zu verbieten.

Aber es ist nicht nöthig, zu einer solchen Untersuchung aus Principien zurückzugehen, und die

Unmöglichkeit eines solchen Gesetzes an seinen zerstörenden Folgen zu zeigen. Wir dürfen uns nur an Thatsachen halten, um zu zeigen, daß jenes Gesetz in seiner ganzen unbedingten Allgemeinheit nicht verstanden werde.

In allen Staaten Teutschlands, selbst in solchen, in denen die Policei nur Männer von dem entschiedensten Rigorismus zu Censoren aufstellt, und auch diese noch durch eine furchtbare Verantwortlichkeit zu verdoppelter Strenge anzufeuern nöthig findet, werden mit Erlaubniß der Censur Religions- und Staatsschriften in zahlreicher Menge gedruckt, deren Inhalt von den öffentlich auctorisirten Lehrsystemen über Religion und Staat auffallend genug abweicht. Wir wollen, um nicht durch Beispiele andrer Art gehässig zu scheinen, hier nur an die Polemiken und Kätzergeschichten bloß im allgemeinen erinnern. Daß in jenen die Irrlehre von einer Widerlegung begleitet ist, kann hier schwerlich als Grund der Ausnahme angeführt werden; denn, abgesehen davon, daß so oft die seichte und frostige Widerlegung eher für als gegen die Irrlehre einzunehmen geeignet ist, stehen die

stößigen Lehren nun doch gedruckt, und können Anhänger finden und Aergerniß geben. Wenn jenes Gesetz in seiner ganzen Allgemeinheit verstanden werden müßte, dürfte der Censor eben so wenig diesen, als so manchen andern Schriften über Religion und Staat, die Erlaubniß zum Druck ertheilen; und, wenn er sie ertheilte, könnte er der ernstlichen Bestrafung seiner Obrigkeit nicht entgehen. Er ertheilt sie aber überall, nicht nur unbestraft, sondern auch ohne nur die mindeste Anfechtung darüber zu erfahren. Dies weist (wenn man die Straflosigkeit nicht lediglich als Oscitanz der Regierungen erklären will,) offenbar darauf hin, daß eine Beschränkung jenes allgemeinen Gesetzes selbst als Gesetz anerkannt seyn müsse.

Wäre dies Gesetz irgendwo, in unserm oder in einem andern Staate, in einem geschriebnen Buchstaben niedergelegt, so würde unsre Verantwortung um vieles kürzer ausfallen können: wir würden dann nur den Fall an das Gesetz halten dürfen, um unsre Rechtfertigung in die Augen leuchtend zu machen. Allein, so durchgängig man

auch in der Anwendung diese Einschränkung jenes allgemeinen Gesetzes findet: so ist sie doch nirgends, soviel uns bekannt ist, als Gesetz ausdrücklich niedergeschrieben, und kann nur aus Vergleichung des wirklichen Verfahrens aufgefaßt werden.

Man hat allerdings eine Beschränkung jenes allgemeinen Gesetzes in dem Grundsatz aufgestellt: nur solchen Schriften über Religion und Staat soll der Censor den Druck verwehren, durch die das Wohl des Staats gefährdet werde. Allein, so lange nicht bestimmt ist, welche Schriften dem Wohl des Staats gefährlich seyen; so lange kann auch selbst diese Beschränkung nicht jenem allgemeinen Gesetze Bestimmtheit geben, und der alle Schriftstellerei vernichtenden Anwendung desselben eine Gränze setzen. Wenn eine furchtbare Gewalt der Willkühr sich zur Auslegerinn dieses Grundsatzes erhebt, und nach Gefallen, oder aus den Folgen bestimmt, welche Schriften dem Wohl des Staats gefährlich seyen; so wird der Censor eine Geissel der Schriftsteller, weil über ihm selbst

die Schrecken einer gränzenlosen Verantwortlichkeit unaufhörlich schweben; jede Schrift, die ein unglückseliger Zufall über das bestimmte Publicum hinausführt, für das sie geschrieben war, oder aus welcher irgend ein bösgesinnter Leser Gift saugt, das er weiter ausstreut, berechtiget dann, den Censor von Haus und Brod zu verjagen, der eine dem Wohl des Staats so gefährliche Schrift drucken ließ; und, um sich vor aller Gefahr zu decken, müßte er gar nichts drucken lassen. Soll also der aufgestellte Grundsatz wirklich eine bestimmte Beschränkung jenes allgemeinen Gesetzes enthalten, so muß gesetzlich festgesetzt seyn: welche Schriften dem Wohl des Staats gefährlich seyen.

Aber eben diese Frage ist das schwere Problem, dessen bestimmte Auflösung in den Gesetzbüchern der Censur vergebens gesucht wird. Es fehlt durchaus in denselben an einem unzweideutigen Merkmal, nach welchem mit Sicherheit entschieden werden könnte; welche Schriften für gefährlich zu halten seyen. Sicherlich würden sonst auch die Annalen der Censuranstalten nicht so

man-

manche willkührliche Verfügung des Censors von der einen, und so manche unrechtmäßige Anklage gegen ihn von der andern Seite aufzuweisen haben. Wir müssen sonach uns die Erlaubniß erbitten, auf die Beantwortung dieser Frage hier einzugehen.

Es giebt, den Staat und die Religion betreffend, (denn auf diese beschränken wir uns hier mit unsrer Betrachtung;) nur zwei Classen von Schriften: solche, die sich mit Untersuchung und Zergliederung der Principien beschäftigen; und solche, die Darstellung und Anwendung der Resultate sich zur Aufgabe machen: Wissenschaftliche Schriften und Volksschriften. Beide sind einander ganz entgegengesetzt in Rücksicht ihrer Tendenz sowohl, als in Rücksicht ihres Inhalts und ihres Publicums. Das Publicum der letztern ist ein unbestimmtes; sie richten sich an die ganze große Masse der lesenden Welt, und verlangen von dem Volke gelesen zu werden; ihr Publicum ist das gewöhnlich so genannte grosse Publicum. Das Publicum der erstern ist ein ganz bestimmtes; sie verlangen nicht nur nicht darnach, daß das Volk

sie lese; sondern sie müssen vielmehr im Gegentheil verlangen, daß es sie nicht lese, weil es sie doch nicht verstehen würde; sie wenden sich nur an einen bestimmten Theil des ganzen Publicums, an die Classe der Wissenschaft treibenden Leser, gewöhnlich das gelehrte Publicum genannt. In Rücksicht des Inhalts sind beide zwar der Materie nach gleich, aber nicht der Form nach; sie behandeln beide einerlei Gegenstand, aber auf ganz verschiedne Weise. Das große Publicum, an das die Volksschriften sich wenden, fodert eine ganz andre Ansicht des Gegenstandes, eine ganz andre Darstellung, eine ganz andre Sprache, als das gelehrte Publicum, welches die wissenschaftlichen Schriften vor Augen haben; dem leztern ist vieles verständlich, was jenem ganz unverständlich ist. Am aller auffallendsten aber ist die Verschiedenheit beider Classen in Rücksicht ihrer Tendenz. Die erstern haben einen ganz bestimmten Zweck: den der wissenschaftlichen Begründung und Bestimmung der Begriffe; und einen andern wollen und können sie nicht haben. Der Zweck der andern ist ganz unbestimmt: sie wollen bald belehren, bald ermahnen, bald Nachdenken bald Gefühle erregen,

Ge-

Gesinnungen begründen, Maximen geltend machen; mit einem Wort, Anwendung aufs Leben in allen ihren mannichfaltigen Beziehungen! der Zwittergattung von Schriften, die beide Zwecke neben einander zugleich beabsichtigt, ist nicht nöthig hier besonders zu erwähnen: sie wird mit Recht von der Censur als ganz zu der zweiten Classe gehörend behandelt; wie sie auch dem gelehrten Publicum selbst gewöhnlich mehr nicht gilt.

Beide Classen pflegt auch die Censur zu unterscheiden, und selbst (dem Grad der Strenge nach) verschieden zu behandeln. Es könnte also überflüssig scheinen, an diesen Unterschied hier erst noch zu erinnern. Allein es ist nicht bloß um eine unbestimmte Unterscheidung überhaupt zu thun. Wenn die Frage: welche Schriften dem Wohl des Staats gefährlich seyen? richtig aufgefaßt werden soll; muß man an die Grundverschiedenheit jener beiden Classen von Schriften erinnern, daß sie durch ihre ganze Art und Natur als Classen einander völlig entgegengesezt seyen; damit die Frage sich aufdringe: ob man nicht von der einen ganzen Classe

se sagen müsse, daß sie dem Wohl des Staats nicht gefährlich sey? Bei Schriften, die ihrer ganzen Art und Natur nach völlig entgegengesetzt sind, folgt nach Gesetzen einer richtigen Entgegensetzung: daß, wenn in der Natur der einen Classe der Grund liegt, aus dem man von ihnen Gefahr fürchten muß, von der Classe, die diese Natur nicht hat, auch diese Gefahr nicht zu fürchten sey. Man muß also nur auf den eigentlichen Grund der Gefährlichkeit zurückgehen.

Die eine dieser beiden Classen, die der Volksschriften, gilt allgemein dafür, daß sie leicht gefährlich werden könne. Aber man fürchtet diese Gefahr nur von dem Inhalt derselben, wenn dieser verführerisch und sittenverderbend ist, und den Glauben an Gott und Pflicht, als die Grundstütze aller bürgerlichen Ordnung, untergraben könnte. Dies ist in der That irrig. Der Grund, aus dem sich von den Schriften dieser Classe Gefahr fürchten läßt, ist weit ausgedehnter. Es liegt in der Natur dieser Schriften,

ten; daß aller Inhalt derselben, selbst der unschuldigste, schädlich werden kann. Nicht so= wohl darin aber liegt der Grund ihrer Gefährlich= keit, daß sie sich an die große Masse der lesenden Welt, an das Volk, wenden, und also ihr Inhalt sich weit verbreiten kann; sondern vorzüglich dar= inn: daß die große Masse, an die sie sich wenden, fürs erste nicht selbst untersucht, sondern der Aucto= rität folgt, sonach leicht durch Künste der Einklei= dung und andere zufällige Umstände geblendet und für eine Meinung eingenommen werden kann; und fürs zweite nicht sowohl nach der Wahrheit einer Lehre als nach ihrer Brauchbarkeit fragt, und bei dem Hang, alles auf ihre eigennützigen Zwecke zu beziehen, der Verführung leicht ihr Ohr leiht. Hier zeigen sich Leidenschaften aller Art, die mit der Wahrheit ihr Spiel treiben. Dem Laster, das sich vor sich selbst verbergen möchte, sind Ma= ximen willkommen, die Befriedigung gewisser Nei= gungen als Tugend preisen, die die Verkehrtheit des Herzens als bloße Schwäche vorstellen, und die Forderung reiner Tugend als überspannte Mönchsmoral verschreien: der Heuchelei, die sich vor Andern verbergen möchte, sind Lehren will=

kommen, die ihr ein leichtes Mittel zeigen, sich einen Schein von Heiligkeit zu geben; Zweifel gegen Grundsätze werden willig angenommen, nicht weil man von der Wahrheit solcher Grundsätze sich von Grund aus überzeugen will, sondern weil die Leidenschaft sich in der Skepsis zu verbergen sucht; Zweifel gegen Gesetze werden begierig ergriffen, nicht um sich in seinem Gehorsam gegen diese Gesetze seiner Vernunft bewußt zu werden, sondern um den Ungehorsam zu beschönigen, der sich ihnen sträflich entzieht. Auch das Unschuldigste weiß oft die Sophistication der Leidenschaft zu ihrem Vortheil zu verdrehen. Unstreitig muß der Glaube an die Menschheit dieser Furcht eine Gränze setzen. Es wird doch nicht die ganze Masse des großen Publicums so ganz und gar verdorben seyn, daß sie in den Schriften, die an sie gerichtet sind, nichts anders suche, als Nahrung für ausschweifende Leidenschaft, Unglauben, Gesetzlosigkeit; und daß sie selbst die unschuldigsten Aeußerungen zu diesem Zweck zu verdrehen geneigt sey. Die Gefahr scheint also doch nur dann zu fürchten, wenn der Inhalt dieser Schriften offenbar unsittlich wäre, zum Leichtsinn, zum Unglauben, zur Gesetzlosig-

keit

keit verleitete. Allein der Grund beweist zu viel. Wollte man hier auf den Glauben an die Menschheit so viel rechnen: so müßte man auch das zugeben, daß eine Schrift dieser Art selbst im allerschlimmsten Fall nicht große Gefahr fürchten lasse. Denn, gesetzt, daß eine solche Schrift, im blendenden Gewand einer reizenden Darstellung und einer einschmeichelnden Sprache, höchst frivole Grundsätze vortrüge, der Religion spottete, und den bürgerlichen Gehorsam höhnte: sollte man denn fürchten müssen, daß sie, von Allen ohne Ausnahme begierig aufgenommen, allgemeines Verderbniß verbreiten werde? Sollte wirklich der große Theil der Menschen so verdorben seyn, daß sogar Wenige das verächtliche Product mit Verachtung aus der Hand legen, und den muthwilligen Verführer verabscheuen sollten? Sollten sich wirklich so wenige finden, denen es empörend wäre, in den Schriften, in denen sie Nahrung für den Geist, Bestärkung in ihrer Liebe zum Guten, zum Gesetz, zur Ordnung suchen, Unsittlichkeit und Zweifel gegen alles, was ihnen heilig ist, zu finden? Einem solchen unbedingten Glauben an die Menschheit kann die Staatsweisheit nicht huldigen;

sie

sie setzt durch genauere Beobachtung der Menschen ihm Gränzen, und findet selbst den schlimmsten Grund der Furcht nicht ganz ausgeschlossen. Aber auch wenn nicht die Grundverdorbenheit der Menschen sie besorglich machte: schon die Leichtigkeit, mit der die Menge verblendet und verführt werden kann, ist Grund genug, Gefahr zu fürchten. Hier, wo die Meinungen nicht nach Gründen geprüft werden, können nicht bloß leichtfertige und wirklich unsittliche, sondern selbst schon bloß unbesonnene Behauptungen Schaden stiften, und wirklich verführerische Grundsätze lassen hier, wo die Verführung, wenn sie nur sich sonst beliebt zu machen weiß, so leicht Eingang findet, einen um so zerstörenderen Einfluß auf die allgemeine Denkungsart fürchten.

Um dieser Gefahr willen verlangt mit Recht der Staat von den Schriften dieser Classe die höchste Behutsamkeit, und unterwirft sie einer strengen Aufsicht der Censoren: Männern von Geist und Weisheit, von erprobter Einsicht und Rechtschaffenheit, würdig, diese Vormundschaft über einen großen Theil ihrer Mitbürger zu führen! Der

Schrift-

Schriftsteller, der in einem Andachtsbuch, in einer Postille, in einer Religion für Unmündige, und dergl. — nicht etwa die Religion lächerlich macht; als welches ohnehin höchst frevelhaft, und auf keine Weise zu gestatten wäre; sondern auch nur Grundsätze vorträgt, die den Geist der wahren Religion entstellen, die Bestimmung des Menschen für das Ewige zweifelhaft, und dadurch den ächten Religionsglauben wankend machen könnten; oder der Schriftsteller, der in einem Aufruf an das Volk, in einem Staatskatechismus, in einem Buch über die Rechte des Volks, u. dergl. — nicht etwa Revolution predigt; als welches ohnehin ein Verbrechen ist, dessen höchste Strafwürdigkeit nicht zweifelhaft seyn kann; sondern auch nur — Behauptungen vorträgt, die durch Vorspiegelung falscher Ansichten den ächten Bürgersinn ertödten oder verderben, und dadurch die wahre bürgerliche Ordnung untergraben könnten: — der wird von dem Censor mit Recht zurückgewiesen; so wie der Censor, der einer solchen Schrift den Druck erlaubt, von seiner Regierung wegen vernachlässigter Pflicht mit Recht zur Verant-

wor-

wortung gezogen, und nach Befinden ernstlich bestraft wird.

Allein, derselbe Grund, der diese Classe der Volksschriften der Aufsicht des Censors unterwirft, spricht die andre Classe der wissenschaftlichen Schriften ganz von seiner Gewalt frei. Man vergesse nur nicht, daß der Grund, der von der Classe der Volksschriften Gefahr fürchten läßt, ganz in der eignen Art und Natur dieser Classe, und ihrer Tendenz, liege; daß sonach von der entgegengesetzten Classe der wissenschaftlichen Schriften eben darum keine Gefahr zu fürchten sey, weil ihre Art und Natur, und ihre ganze Tendenz, jenen Grund der Furcht ausschließt.

Schon darum kann das Wohl des Staats durch diese Classe von Schriften nicht gefährdet seyn, weil sie durch ihre eigne Natur gehindert sind, an das große Publicum zu gelangen. Sie haben durch ihre ganze Anlage ein völlig abgesondertes Gebiet, in dem sie wirken; und in diesem sind sie eingeschlossen. Alle unmittelbare Einwirkung

kung auf die grosse Masse des Volks ist ihnen durch sie selbst unmöglich gemacht. Obgleich in der Landessprache geschrieben, haben sie sich doch aus derselben eine ganz eigne Sprache (die Kunstsprache genannt) gebildet, die jedem, der nicht in die Tiefen der wissenschaftlichen Forschung selbst eingeht, unverständlich ist. Schon dadurch wären sie für das große Publicum verschloßne Bücher; wenn auch ihre äußere Gestalt, ihr trocknes Ansehen und ihr ungeschmücktes Gewand weniger zurückschreckend für die große Masse der Leser wäre. Welche Gefahr sollte man denn von Schriften fürchten, die nur Wenige lesen können, und noch Weniger lesen mögen? Mag also ihr Inhalt seyn, welcher er will; mag er noch soviel Unheil fürchten lassen, wenn er auf die grosse Masse sich verbreitete: es ist nichts zu fürchten, da die Verbreitung nicht zu fürchten ist.

Aber nicht nur außerhalb ihres Kreises ist nichts von diesen Schriften zu fürchten, sondern auch innerhalb desselben nichts; sie können ihrer ganzen Anlage und Tendenz zufolge hier nur Nutzen nicht Schaden bringen. Die solche Schriften

lesen,

lesen, was suchen sie denn anders in denselben als Ueberzeugung, Belehrung, Berichtigung? Werden diese denn, denen es wirklich um Ueberzeugung zu thun ist, den Inhalt ohne alle Prüfung annehmen? die solche Schriften schreiben, was können sie denn anders wollen, als Begründung oder Widerlegung ihrer Behauptungen? Können sie denn erwarten, daß ihre Stimme allein werde gehört werden? Es wird ja nichts auf diesem Gebiete öffentlich behauptet, was nicht auch öffentlich widersprochen würde, und je auffallender der Inhalt einer solchen Schrift ist, desto emsiger sehen die, von denen sie gelesen wird, sich nach den Gegengründen um, desto weniger fehlt es an Vertheidigern des Gegentheils. Die Geschichte des Tages selbst zeigt deutlich genug, mit welchem brennenden Eifer die Partheien ihre Meinung verfechten. Wenn Alle wirklich die Wahrheit suchen, so kann doch wohl nur die Wahrheit gewinnen? Aber freilich, man glaubt es ihnen nicht, daß sie Wahrheit zum Zweck haben; man sagt es unverhehlt, daß nur Rechthaberei sie treibe, die unter dem Deckmantel der Wahrheitsliebe nur ihre Stimme

me

me geltend machen, und ihren Ehrgeiz befriedigen wolle.

Wir wollen annehmen, daß die entehrende Beschuldigung ohne Uebertreibung wahr sey: auch so wird es nicht gelingen, diese Classe von Schriften als gefährlich verdächtig zu machen. Man vergesse nur nicht, was in jener allgemeinen Beschuldigung selbst unmittelbar enthalten ist. Rechthaberei von allen Seiten beschränkt sich selbst, und der Kampf, den hier der Ehrgeiz erregt, (wenn man eine edlere Triebfeder einmal durchaus nicht annehmen will,) dient als Mittel, die Behauptungen gegenseitig auszugleichen, und am Ende wirklich zur Wahrheit zu führen: so daß auch hier die Natur, wenn man sie nur sich selbst ganz überläßt, ihr Meisterwerk vollbringt, durch Leidenschaften zu erreichen, was die Vernunft als Werk der Freiheit fodert. Die Classe dieser Schriften hätte also doch das kräftigste Gegenmittel, durch das sie unschädlich gemacht wird, in sich selbst. Der Ehrgeiz der Parteien läßt in diesem Gebiete überhaupt nichts gelten, als was sie durch Gründe nicht umstoßen können, und nur die Meinung kann

die siegende und herrschende werden, gegen welche die Gegenpartei nichts gründliches weiter vorzubringen weiß. Unstreitig ist es nicht immer die Wahrheit, welche siegt; sie unterliegt oft dem Ungestümm der lautesten Partei. Aber sie unterliegt nicht auf immer; uud, so lange sie unterliegt, ist ihr auch nicht zu helfen. Will man obrigkeitliche Hülfe ihr zum Beistand schicken: wer weiß denn, welches die Wahrheit ist, wenn die, welche sie zu suchen zu ihrem Beruf gemacht haben, es nicht wissen? Und dann, man frage doch die Erfahrungen, ob je eine solche Hülfe, auch wenn sie noch so verwüstend über ganze Schaaren von Märtyrern der Gegenmeinung hinzog, ihr Ziel erreichte? Auf diesem Wege wenigstens ist nicht zu helfen; und es ist überhaupt von außen nicht zu helfen. Aber man kann unbesorgt seyn. Wenn die Meinung, die jetzt unterliegt, nur wirklich die Wahrheit ist, so wird sie früher oder später gewiß wieder ans Licht hervortreten. Haben jetzt ihre Vertheidiger sie feig verlassen, oder ungeschickt Preiß gegeben, so werden schon andre kommen, die muthiger und geschickter ihre Sache führen, und der vorgebliche Sieg, den das Triumphgeschrei der

So-

Sophisten ausgerufen hatte, wird nur dazu dienen, den Triumph der Wahrheit glänzender zu machen. Zuletzt muß also doch dieser Kampf des Ehrgeizes und der Rechthaberei mit dem Siege der Wahrheit enden; und selbst die, die in diesem Kampfe nichts weiter als ein hitziges Parteigefecht erblicken, und unter diesem Vorwand gegen ihn gern die Policeigewalt in Bewegung setzen möchten, müssen bekennen, daß er, weit entfernt, die Wahrheit in Gefahr zu bringen, vielmehr das einzige Mittel sey, sie zu erhalten.

Gilt dies von den Schriften dieser Classe selbst nach dieser Ansicht: um wieviel mehr wird es von ihnen geltend befunden werden, wenn man einen Augenblick zu der höhern Ansicht sich erhebt, anzunehmen, daß reine Liebe zur Wahrheit und redlicher Eifer für Ueberzeugung die Verfasser solcher Schriften nicht weniger als die gewalthabenden Beschützer der Wahrheit beseele. Was soll denn von Schriften zu fürchten seyn, die Drang nach Ueberzeugung zum Ursprung und Begründung von Ueberzeugung zum Endzweck haben, die aus Untersuchung kommen, und auf Untersuchung gehen?

Kann irgend eine Behauptung, irgend ein Zweifel, hier vorgetragen, anders als auf Begründung der Wahrheit wirken?

Man kann noch mehr sagen! Nicht Alle, die der Wahrheit bedürfen, und wo sie ihrer Alle und am meisten bedürfen, nämlich in dem was die höhern Angelegenheiten des Menschen betrifft, können in den Tiefen der Wissenschaft selbst sie suchen. Für sie sorgt der Staat durch Lehrer. Diese sollen, so will er, jenen die Wahrheit lehren. Aber: was ist Wahrheit? Wer will aus all den streitenden Parteien errathen, was in ihnen Wahrheit sey? Es giebt, wenn man ein solches äußerliches Zeichen, sie zu kennen, sucht, nur Eines — das, von Gamaliel im hohen Rath einst zu Jerusalem gegeben: „ist das Werk aus Menschen, so wirds untergehen; aber ists aus Gott, so könnet ihrs nicht dämpfen.“ Nach diesem Zeichen hat man auch schon seit Jahrhunderten entschieden, was Wahrheit sey: man hat den Ausgang des Streites als Entscheidung gelten lassen, und die Meinung aus den streitenden als Wahrheit anerkannt, die zuletzt über alle siegte, oder für die die

Mehr

Mehrheit der Stimmen sich erklärte. Freilich ist dies Zeichen nicht ganz sicher. Allein es giebt nun einmal kein anderes, und es bringt lauter Verwirrung, ein andres zu suchen und zu hoffen; und man muß es sagen, daß es nur dies Eine giebt, damit dies Eine nach Gebühr geachtet werde. Auch dem Staat also ist dies Zeichen unentbehrlich: wie anders kann er wissen, was Wahrheit sey? Wie könnte er doch es gefährlich finden, hier jede noch so sehr entgegengesetzte Meinung hören zu lassen, da er nur aus dem Streite aller das als Resultat erwarten kann, was er als Wahrheit lehren lassen will? Wie könnte er die freieste Aeußerung aller Meinungen fürchten, aus welcher er sein einziges Zeichen der Wahrheit allein hoffen kann?

Aus der ganzen Art und Natur dieser Classe von Schriften, und ihrer ganzen Tendenz, geht also hervor, daß von ihnen auf keine Weise Gefahr zu fürchten sey. Was sie enthalten, kann immer nur an die gelangen, die in der Untersuchung oder im Streite begriffen sind, und kann also immer nur dazu wirken, die Untersuchung oder den Streit

zu Ende zu bringen. In diesem Gebiete kann der Inhalt einer solchen Schrift nie nachtheilig wirken; über dieses Gebiet hinaus aber, wo er vielleicht nachtheilig werden könnte, kann er nicht gelangen: innerhalb ihres Gebietes ist es bei den Schriften dieser Classe durch ihre Natur unmöglich, zu schaden; so wie es ihnen durch ihre Natur unmöglich ist, über dieses Gebiet hinaus sich zu verbreiten. Es ist also nicht nur kein Grund, aus dem man von den Schriften dieser Classe irgend eine Gefahr befürchten müßte, sondern vielmehr im Gegentheil ein bestimmter Grund, daß man von ihnen gar keine Gefahr befürchten könne.

Eben daraus aber folgt, nach dem aufgestellten Grundsatz, von selbst: daß diese ganze Classe der wissenschaftlichen Schriften auch der Censur nicht unterworfen werden dürfe.

So gewiß die Censur ein Zweig der Policeigewalt ist, so gewiß darf sie über diese Classe von Schriften ihre Gewalt nicht ausdehnen. Sie ist durch eben das höhere Gesetz begränzt, das der

Po-

Policeigewalt überhaupt ihre Gränze bestimmt. Der Staat in der höhern Qualität macht die Policei dafür verantwortlich, daß sie ihre furchtbare Vollmacht: alles, wodurch das Wohl des Staats gefährdet ist, zu verhindern, nicht überschreite; er setzt ihr die bestimmte Gränze durch den Gegensatz: alles das nicht zu verhindern, wodurch das Wohl des Staats nicht gefährdet ist; und er trägt auf ernstliche Bestrafung gegen jede ihrer Verfügungen an, die sie nicht durch den Beweis von der dringenden Nothwendigkeit derselben rechtfertigen kann. Nur durch unverbrüchliche Unterordnung unter diesen Grundsatz der Weisheit wird die furchtbare Tendenz der Policeigewalt, jede freie lebendige Bewegung zu hemmen, in Schranken gehalten, und der Staat vor den Angriffen auf sein wahres Wohl geschützt, die sie sonst unter dem Vorwand, für sein Wohl zu wachen, unaufhörlich ausüben würde. Ganz auf die gleiche Weise hat die Policei, auch in ihrer Qualität als Censur, die Tendenz, alles verdächtig zu machen, jede freie lebendige Aeußerung, unter dem Vorwand, daß sie gefährlich werden könnte, zu unterdrücken, und so,

im Eifer für das Wohl des Staats zu wachen, ihm den unersetzlichsten Schaden zuzufügen. Gegen diesen Nachtheil aus übelverstandnem Eifer einer in andrer Rücksicht ihm doch nothwendigen Anstalt kann der Staat sich selbst nur dadurch schützen, daß er auch hier in seiner höhern Qualität das Gesetz geltend macht, durch das er die Policeigewalt überhaupt beschränkt. So ist also das Censurgesetz nicht bloß einseitig als Policeiverordnung, und seine Beschränkung bloß als Weisheit in der Anwendung derselben vorzustellen; der Censor ist zugleich einer höhern Aufsicht des Staates unterworfen; und eben so gewiß, als er dem Staat in der Qualität der Policei, als Beamter dieser Staatsgewalt, verantwortlich, und nach Befinden wegen vernachlässigter Pflicht ernstlich zu bestrafen ist, wenn er eine dem Wohl des Staats gefährliche Schrift drucken läßt; ist er im Gegentheil dem Staat in einer höhern Qualität verantwortlich, und nach Befinden wegen überschrittner Vollmacht ernstlich zu bestrafen, wenn er eine dem Wohl des Staats nicht gefährliche Schrift unterdrückt. Der Staat in dieser höhern Qualität also weist durch das Gesetz, dem er die Censur-

gewalt unterwirft, den Censor von dem Gebiet der wissenschaftlichen Schriften ganz zurück, und verlangt, daß er diese ganze Classe von Schriften frei lasse, und Schriften dieser Classe gar nicht weiter, als zur Beurtheilung, ob sie in diese Classe gehören, vor sein Forum ziehe.

Aber, ist es denn wirklich so wenig zu fürchten, daß eine solche Schrift über ihre Gränze hinaus in das große Publicum gelange? Sind Staat und Religion nicht Gegenstände, die auch den gemeinen Mann nahe genug angehen, um seine Aufmerksamkeit auf solche Schriften zu lenken? Sind nicht auch diese Schriften großentheils doch in der Landessprache geschrieben, und können sonach auch von ihm gelesen werden? Daß die Kunstsprache ihm unbekannt ist, kann nur das Unheil vermehren, indem er die Kunstausdrücke nach dem Sinn des gemeinen Sprachgebrauchs deutet, und so vielleicht die wissenschaftliche Behauptung erst in einen crassen Irrthum verwandelt. Soll dieser Gefahr der Staat nicht dadurch zuvorkommen, daß er auch diese Classe der wissenschaftlichen Schriften der Censur unterwirft, damit auch in ihnen nichts gesagt

werde, was im großen Publicum gefährlich werden könnte?

Wir wollen nicht fragen, ob der offenbare Nachtheil, der aus einer solchen Beschränkung der wissenschaftlichen Untersuchung unvermeidlich entstehen müßte, durch den Vortheil, einer so wenig furchtbaren Gefahr zuvorgekommen zu seyn, aufgewogen werde? Aber es scheint uns keinem Zweifel unterworfen, daß die Gefahr nur sehr gering ist, und daß es nicht an sichern Mitteln fehlt, ihr abzuhelfen. Wo ein unglücklicher Zufall eine solche Schrift über ihre Gränze hinaus in das große Publicum führt, da darf die Policei, die bei pflichtmäßiger Wachsamkeit das Factum bald entdecken wird, nur die Volkslehrer auffodern, der etwa zu besorgenden Verwirrung der Begriffe zu begegnen. Und im aller äußersten Nothfalle — ist nicht der Policei von dem Staate noch ein anderes Hülfsmittel verstattet, die Confiscation; welche, nach Befinden der Umstände, die Schrift im Stillen unterdrücken, oder auch, wenn sie es den Grundsätzen der Staatsweisheit gemäßer findet, laut durch öffentlichen Anschlag verbieten, durch

Hff

Häscher wegnehmen oder durch den Henker verbrennen lassen darf? Sobald also nur die Policei, wie sie soll, wachsam ist, so ist ja der Unfall leicht verhütet.

Aber überdies, wie selten sind die Beispiele eines solchen Unfalls? Wie sparsam finden sich in der Geschichte der sämmtlichen Censuranstalten aller Staaten von Europa die Fälle, wo eine wirklich wissenschaftliche Schrift über Religion oder Staat die Gränze des gelehrten Publicums überschritten und in die große Masse des Volks so sich verbreitet hätte, daß die Nothwendigkeit, sie zu confisciren, wirklich eingetreten wäre? Wir haben nicht anders als mit Erstaunen und Betrübniß vernehmen können, daß die Chursächsische Regierung in die Nothwendigkeit gesetzt worden sey, gegen ein Heft unsers Philosophischen Journals zu dem äußersten Nothmittel der Confiscation zu schreiten. Durch die Verfügung dieser Confiscation unterrichtet, daß ganz gegen unsre Absicht und gegen alle mögliche Erwartung durch einen unglücklichen Zufall oder durch unredliche Menschen jenes Heft des Philosophischen Journals unter das große Publicum der

Chursächsischen Lande verbreitet worden, mußten wir, bei aller empfindlichen Kränkung, die für uns mit jener Verfügung verbunden seyn mußte, uns gleichwohl freuen, dem traurigen Schaden vorgebeugt zu sehen, der durch unsre Schrift, wiewohl ohne unsre Schuld, hätte angestiftet werden können; und wir konnten nicht anders, als die Wachsamkeit und Weisheit der Regierung bewundern, die das Factum einer solchen Verbreitung *jenes* Hefts so bald entdeckt, und mit der Confiscation zugleich das andre wahre Hülfsmittel zu verbinden gewußt hat, die Lehrer zu Berichtigung der von dem Volk etwa schon genommnen unrichtigen Ansichten aufzufodern. — Solche Fälle sind aber gewiß höchst selten, daß eine wirklich wissenschaftliche Schrift sich so allgemein unter das Volk verbreite, als es mit jenem Heft unsers Philosophischen Journals in den Chursächsischen Landen geschehen seyn muß.

Schon um dieser Seltenheit willen ist in der That die Gefahr nur sehr gering. Die Furcht vor derselben muß sich aber noch um ein beträchtliches vermindern, wenn man sieht, wie leicht es einer

wachsamen und weisen Regierung wird, das wirklich eingetretne Uebel zu heben. Wenn die Hirten des Volks nicht unwissende Miethlinge sind, (und auch dafür wird eine solche Regierung sorgen, daß sie es nicht seyen;) so bedarf es nur einer Auffoderung an sie, um den ganzen Schaden durch das rechte Mittel der Belehrung von Grund aus zu heilen. Es kann denn kaum noch nöthig seyn, die weitere Ausbreitung der Schrift selbst durch Confiscation zu verhindern.

Also auch so ist kein Grund, diese Classe der wissenschaftlichen Schriften der Censur zu unterwerfen; und die Policei kann um so weniger diese Gewalt über jene Schriften fodern, da ihr, so weit es nöthig ist, von einer andern Seite Vollmacht über dieselben eingeräumt ist, und sie demnach nur darum auch jene Gewalt verlangen könnte, um jenes mühsameren Auftrags überhoben zu seyn. Es bleibt also bei dem aufgestellten Grundsatze: daß die ganze Classe der wissenschaftlichen Schriften der Censur gar nicht unterworfen werden dürfe. Da eine wirklich wissenschaftliche Schrift durchaus keine Gefahr

fahr für den Staat aus ihren unmittelbaren Folgen befürchten läßt, und gegen die mittelbaren Folgen in einem gut regierten Staat unfehlbare Gegenmittel genug vorhanden sind: so darf schon darum die Censur sie nicht ihrem Gerichtsbezirk unterwerfen, wenn auch nicht der höhere Grund dies foderte, daß das Gedeihen der wissenschaftlichen Untersuchung davon abhängig ist. Die Policei hat freilich diese letztere Rücksicht überhaupt *nicht* zu nehmen. Der Staat ist ja aber nicht bloß Policei. In einer höhern Qualität ist ihm auch das Heil der Wissenschaft nicht minder heilig, als das Wohl des Staats, d. h. hier, die öffentliche Ruhe. In dieser höhern Qualität fodert er gesetzlich von dem Censor, daß er die Freiheit der wissenschaftlichen Untersuchung respectire; und er räumt sogar dem Schriftsteller ein Recht ein, den Censor, der ihm den Druck einer wissenschaftlichen Schrift verwehren will, wegen überschrittner Vollmacht gerichtlich zu belangen.

Dies ist aber nicht etwa bloß das Resultat einer spitzfindigen Untersuchung aus Principien; es ist ein Grundsatz, nach dem wirklich in allen weise und consequent regierten Staaten verfahren wird.

Wenn

Wenn alle Schriften ohne Unterschied dem Bezirk des Censors unterworfen wären, so müßte jede Confiscation zugleich eine Anklage gegen den Censor, und nach Befinden ernstliche Bestrafung desselben zur Folge haben. Es folgt aber, wie bekannt ist, nicht in allen Fällen der letztere Act auf den erstern. Wie heißt denn das Gesetz, durch das die Ausnahme bestimmt wird; das in den Fällen der Ausnahme die Regierung bindet, den Censor einer confiscirten Schrift nicht zur Verantwortung zu ziehen, und das in den Fällen der Anklage den Censor vor der ernstlichen Bestrafung sichert? Es ist kein bestimmtes niedergeschriebnes Gesetz, das gewisse Fälle bestimmte, in welchen auf Confiscation einer Schrift die Anklage gegen den Censor folgen oder nicht folgen müsse. Aber es ist kein Zweifel, daß gegen den Censor wegen einer Schrift, die confiscirt werden müßte, in dem Falle keine Anklage erhoben wird, wenn die Schrift eine wissenschaftliche ist.

Sonach ist es nicht nur aus Principien gewiß, sondern auch von allen weise und consequent regierten Staaten als Grundsatz in Facto angenommen, d. h.

d. h. Gesetz: daß der Censor wissenschaftliche Schriften, als solche, die Verbreitung ihres Inhalts in das grosse Publicum nicht zur Absicht haben können, gar nicht vom Druck zurückweisen dürfe.

Dieses Grundsatzes und dieses Gesetzes sicher nicht unkundig, hat die Regierung, die gegen uns als Ankläger aufgetreten ist, nicht übersehen, daß jede andre Beschuldigung gegen die angefochtenen Abhandlungen, als die: „daß sie offenbar auf Verbreitung des Atheismus abzielen," — zu gering seyn würde, um eine gerichtliche Anklage gegen uns zu formiren, die nicht befürchten müßte, von Rechtswegen abgewiesen zu werden. Darum müßten wir der Absicht, Atheismus zu verbreiten, angeklagt werden.

Wir sagen nichts davon, wie hart es ist, einer solchen Absicht irgend einen Menschen zu beschul-

schuldigen, der offenbaren Absicht, alle Religion und Moralität zu untergraben und zu vernichten! Auch davon wollen wir nichts sagen, daß es doppelt hart ist, einer solchen Absicht Männer zu beschuldigen, die das Vertrauen vier erleuchteter Fürstenhöfe, von denen sie öffentlich angestellt sind, bis jetzt ungeschwächt genossen haben, wie sie es noch ferner zu genießen verdienen werden; Männer, von denen redende Beweise dem ganzen Publicum vor Augen liegen, daß sie von tiefer Ehrfurcht gegen die Religion und alles, was dem Menschen heilig ist, beseelt sind; Männer, die — in einem Zeitalter, wo entschiedner Kaltsinn gegen alle Religion herrscht und immer herrschender wird, wo der Beruf, die Religion zu lehren, von den bessern unter den studirenden Jünglingen verachtet und, selbst, wenn sie ihn schon gewählt hatten, früher oder später verlassen, von einem grossen Theil der übrigen aber, die sich ihm widmen, verächtlich behandelt wird, — diesem immer allgemeiner werdenden Verderben mit allen Kräften ihres Geistes entgegenarbeiten, und das Zeugniß der ganzen Akademie, der sie als Mitglieder angehören, für sich haben, daß sie durch ihre Vorle-

 sun-

sungen thätig mitwirken, den studirenden Jünglingen die Religion ehrwürdig, und den künftigen Lehrern der Religion ihr Geschäft wichtig und heilig zu machen.

Wir wären unstreitig berechtiget, anstatt einer Verantwortung gegen die harte Anklage vielmehr den Ankläger zum Beweis aufzufodern. Aber auch das wollen wir nicht. Wir bedürfen es nicht, zu diesem Rechtsmittel unsre Zuflucht zu nehmen. Der Gegenbeweis wird sicher uns weit leichter, als der Beweis dem Ankläger seyn würde. Wir treten ruhig der Anklage entgegen.

Der Absicht also sind wir angeklagt, Atheismus zu verbreiten: wir haben, sagt die Anklage, zweien Abhandlungen die Erlaubniß zum Druck verstattet, die „offenbar auf Verbreitung des Atheismus abzielen." Es muß ohne Zweifel in Verwunderung setzen, diese Beschuldigung in einem Falle zu finden, wo die Unmöglichkeit dieser Absicht offenbar ist.

Die angeschuldigten Abhandlungen sind in dem Philosophischen Journale abgedruckt, das von uns herausgegeben wird. Man weiß, wie wenige Menschen Zeit und Lust haben, sich mit philosophischer Speculation zu beschäftigen und sich auf Untersuchung der letzten Gründe des Wissens einzulassen, wie Viele selbst in dem gelehrten Publicum sind, die sich um die höchsten Grundprincipien der Wissenschaft wenig kümmern, denen die Philosophie ein eben so leeres als trocknes Geschäft heißt. Man kann also leicht sich selbst sagen, daß sich die Leser nicht in großen Haufen zu Untersuchungen finden werden, die ein Interesse von ganz eigner Art, eine ganz eigne Richtung und Uebung des Geistes voraussetzen, und Vielen um ihrer Sprache willen unverständlich sind. Ein Philosophisches Journal kann also wohl überhaupt nie auf eine große Anzahl von Lesern rechnen. Wie ließe sich die Absicht denken, durch einen solchen Kanal eine Meinung ins große Publicum zu bringen, sie zu verbreiten?

Aber vielleicht hat das angeschuldigte Journal nur den Schein angenommen, ein Philosophisches

zu seyn, um unter dieser Maske die gefährlichen Grundsätze der Herausgeber desto sichrer zu verbreiten? Die Anklage hat das Journal ein sogenanntes Philosophisches genannt. Es wäre sträfliche Beleidigung, anzunehmen, daß die Regierung, die in der Anklage spricht, sich so herabwürdigen könne, diesen Ausdruck in seiner beschimpfenden unwürdigen Bedeutung zu gebrauchen. In ihrem Munde muß er mehr sagen. Um die Anklage mit sich selbst übereinstimmend zu machen, kann er nichts Geringeres sagen, als daß die Aufschrift Philosophisch nur eine Maske sey, die das Journal vorgenommen habe, während es einem großen Theil seines Inhalts nach für ein ganz andres Publicum sorge, und ein wahres Volks-Journal zu seyn sich bestrebe.

Auch diesen Punkt der Anklage können wir leicht heben. Wir haben nicht einmal nöthig, uns auf eine Untersuchung des Inhalts von unserm Journal zu berufen, um für unsre Ankläger gültig zu beweisen, daß von diesem bestimmten Philosophischen Journale alles ganz vorzüglich gelte, was oben von den Philosophischen

Jour-

Journalen überhaupt bemerkt worden. Wir dürfen nur an die laute Stimme der Parthei erinnern, die unsre Ankläger schwerlich unbedeutend nennen werden. Noch schollen durch ganz Teutschland ihre lauten Klagen wieder, die diese Philosophie, die in dem Journale gelehrt wird, für scholastischen Wortkram, in einer dunkeln barbarischen Sprache aufgestellt, verschrieen, und den Bekennern wie dem Stifter derselben auf den Kopf zugesagt haben, daß sie sich selbst wohl nicht verstehen möchten. Ist diese Philosophie plötzlich eine andre geworden, hat sie ihre Sprache auf einmal ganz und gar umgestaltet, daß sie jetzt nicht nur ihren Schülern und Meister, sondern selbst dem Volke verständlich geworden ist? Noch spricht diese Philosophie bis auf den heutigen Tag dieselbe Sprache, die jene Parthei als das Ideal aller Unverständlichkeit ausschreit, noch hält sie dieselben Ansichten fest, von denen berühmte Gelehrte Anzeigen vermuthet haben, daß sie wohl ein Lustwandeln ihres Urhebers jenseits der Gränzen der Vernunft seyn möchten. Diese Philosophie lehrt, und diese Sprache spricht das Philosophische Journal. Mit welchem Grunde ließe sich erwarten, daß dieses Journal

 ein

ein ausgebreitetes Publicum haben, daß es sogar vom Volke werde gelesen werden? — Und dieses Journals hätten wir uns bedient, um die vorgeblich atheistischen Grundsätze zu verbreiten? Es ist kaum möglich, eine solche Absicht mit einem solchen Mittel vereinigt zu denken.

Aber vielleicht machen doch jene angeschuldigten Abhandlungen eine Ausnahme; vielleicht sind diese wenigstens in einem andern Geiste und in einer andern Sprache geschrieben, daß sie vom Volke gelesen werden können? Die Beweise dagegen dürfen wir nicht erst weit herholen; die Stellen selbst, welche die Anklage als Beleg aus jenen Abhandlungen anführt, widerlegen diese Vermuthung. Wir können ohne Bedenken unsre Ankläger auffodern, nicht nur Jedem, den man zu dem Volke rechnet, sondern selbst brauchbaren und einsichtsvollen Geschäftsmännern in niedern und höhern Collegien, und sogar Gelehrten von Profession, die in einem andern Felde der Wissenschaften in hohem Ansehen stehen, Stellen wie folgende vorzulegen, und sie auf ihr Gewissen zu fragen, ob sie sich

ge-

getrauen, den eigentlichen Sinn derselben bestimmt anzugeben.

S. 13. „Unsre Welt ist das versinnlichte Materiale unsrer Pflicht; dies ist das eigentliche „Reelle in den Dingen, der wahre Grundstoff aller Erscheinung. Der Zwang, mit „welchem der Glaube an die Realität derselben sich uns aufdringt, ist ein moralischer „Zwang; der einzige, welcher für das freye „Wesen möglich ist. Niemand kann ohne „Vernichtung seine moralische Bestimmung „soweit aufgeben, daß sie ihn nicht wenigstens noch in diesen Schranken für die künftige höhere Veredlung aufbewahre. — „So, als das Resultat einer moralischen „Weltordnung angesehen, kann man das „Princip dieses Glaubens an die Realität „der Sinnenwelt gar wohl Offenbarung nennen. Unsre Pflicht ist's, die in ihr sich offenbart. Dies ist der wahre Glaube; diese moralische Ordnung ist das Göttliche, „das wir annehmen."

In einem solchen Journal enthalten, in einer solchen Sprache geschrieben, an ein solches Publicum gerichtet, sind die Abhandlungen, welche angeklagt sind, daß sie auf Verbreitung des Atheismus abzielen, und daß sie offenbar darauf abzielen. Wenn wir Beschämung unsrer Ankläger zur Absicht haben könnten, so würden wir fragen: ob nicht eine ganz andre Absicht jener Abhandlungen offenbar sey, und ob es uns nicht eben so sehr schmerzen müsse, diese offenbare Absicht verkannt, als eine andre, die wir offenbar nicht haben konnten, uns untergelegt zu sehen? Aber wir wollen nur unsre Rechtfertigung, und begnügen uns dabei, den Gegenbeweis vollendet zu haben: daß die beschuldigten Abhandlungen auf Verbreitung des Atheismus offenbar nicht abzielen können.

Um so zuversichtlicher aber dürfen wir uns nun darauf berufen, daß selbst dann, wenn der Inhalt jener Abhandlung wirklich (was er erweislich nicht ist) atheistisch wäre, durchaus kein rechtlicher Grund vorhanden wäre, uns wegen der Erlaubniß zum Drucke derselben zur

Verantwortung zu ziehen. Es ist durchaus kein Gesetz, das den Censor verpflichtete, auch selbst in einem solchen Journale, wo offenbar nicht die Absicht der Verbreitung, nur die der Untersuchung statt finden kann, den Druck atheistischer Grundsätze zu verbieten. Es steht dem Censor sogar nicht einmal das Recht zu einem solchen Verbot zu; wir würden also durch ein solches Verbot vielmehr wegen überschrittener Vollmacht straffällig geworden seyn.

II.

Dies alles hatten wir uns bestimmt und deutlich schon damals gesagt, da wir die Abhandlungen drucken ließen; wir wußten also, daß wir ohne alle Gefahr von Verantwortung den Druck derselben gestatten konnten. Gleichwohl haben wir diese Sicherheit uns nicht verleiten lassen, den höhern Pflichten, die wir als Herausgeber dieses Journals uns selbst auflegen, etwas zu vergeben.

Wir dürfen überhaupt hier zum Eingang uns darauf berufen, daß wohl nicht leicht jemand, der das Philosophische Journal mit dem guten Willen ansieht, uns Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, die Behutsamkeit und Vorsicht verkennen kann, die wir darin überall uns zur Pflicht machen. Wir könnten, wenn es nöthig wäre, mehrere Beispiele zum Beweis anführen, daß wir in allen Fällen, wo wir in den aufgenommenen Abhandlungen auch nur ein mögliches Misverständniß fürchten, der Gefahr durch beigefügte Noten zu begegnen suchen. Aber wir begnügen uns, diese Behutsamkeit an dem einen Falle zu erweisen, den die gegenwärtige Anklage betrifft, in dem sie sich auch ganz besonders deutlich zeigt.

Die Anklage hat die beiden beschuldigten Abhandlungen in Einer Verdammniß begriffen. Damit uns vollständige Gerechtigkeit widerfahren könne, müssen wir dringend bitten, die erste von der zweiten zu unterscheiden. Als uns die 2te Abhandlung, „Entwickelung des Begriffs der Religion," zugeschickt war, fanden wir allerdings Anstand, ihren Abdruck unbedingt zu gestatten.

Nicht,

Nicht, weil wir sie für atheistisch hielten; — dafür können wir sie nach unsrer innigsten Ueberzeugung nicht halten! Auch nicht, weil wir sie überhaupt an sich für gefährlich gehalten hätten; — welches sie für den nur wirklich unbefangnen und aufmerksamen Leser in der That nicht werden kann! Sondern lediglich darum, weil wir wohl wußten, daß leider! auch selbst in dem Publicum, welches das Philosophische Journal hat, es nicht an leichtsinnigen, zerstreuten, unachtsamen Lesern fehle, die dergleichen Untersuchungen nur obenhin ansehen, und den Inhalt derselben nach dem Eindruck zu bestimmen pflegen, den die erste oberflächliche Ansicht in ihnen zurückgelassen hat. Auf diese Classe von Lesern unsern Blick gerichtet, die bedeutend genug ist, um eine besondre Rücksicht zu verdienen, konnten wir uns nicht verhehlen, daß ihnen diese Abhandlung nicht nur wegen einiger Aeußerungen, die sie enthält, sondern auch wegen des Tons, der in einem Theile desselben herrscht, anstößig scheinen könnte; nicht — wir müssen es wiederholen — daß sie es im einen und im andern Stücke wirklich wäre, sondern, daß sie für solche Leser es werden könnte; nicht, daß sie Anstoß gäbe, sondern daß

diese

diese ihn nehmen möchten. Selbst diesem bloß möglicher Weise und ohne alle Schuld des Verfassers zu nehmenden Anstoß vergaßen wir nicht zuvorzukommen: wir beschlossen, die Abhandlung nicht ohne begleitende Anmerkungen abdrucken zu lassen, und theilten unsern Entschluß dem Verfasser mit. Dieser bezeugte aber großen Widerwillen dagegen, seinen Vortrag durch fremde Anmerkungen unterbrochen zu sehen, und bat, daß wir lieber, was wir zu erinnern fänden, in einer eignen Abhandlung der seinigen vorhergehen, oder folgen lassen möchten. Ungern zwar willigten wir in diesen Vorschlag, weil wir schon damals voraussehen konnten, daß wir schwerlich in dieser Form bei den Lesern, die wir im Auge hatten, unsern Zweck vollständig erreichen würden. Wir fürchteten mit Grunde, daß solche Leser auch den einen Aufsatz nicht immer auf den andern gehörig beziehen, sonach die Berichtigungen nicht als Berichtigungen auffassen würden; und wir können uns hier der Bemerkung nicht enthalten, daß der Eindruck, den diese beiden Abhandlungen, neben einander gestellt, gemacht haben, bei Vielen wohl ein ganz andrer gewesen seyn würde, wenn die erste Abhandlung

in

in Anmerkungen zu der zweiten, an die gehörigen Stellen vertheilt, erschienen wäre. Aber es war doch kein entscheidender Grund vorhanden, das gerechte Verlangen des Verfassers nicht zu bewilligen; und so entstand diese Form, in der wir die 2te Abhandlung unsern Lesern vorlegten.

Um aber einzusehen, daß wir durch die Zugabe der ersten Abhandlung weit mehr gethan haben, als zur Umgehung aller Verantwortlichkeit nothwendig gewesen wäre; um uns die Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, daß nur eignes höheres Interesse für die gute Sache dabei die Triebfeder gewesen seyn könne: muß man sich überzeugen, daß die 2te Abhandlung selbst, da wir die erste zur Begleitung mitgegeben haben, an sich dieser Begleitung nicht bedurft hätte. Es wird nicht schwer, diesen Beweis zu führen.

Was fürs erste den Inhalt dieser 2ten Abhandlung selbst betrifft, so wollen wir uns hier mit unserm Beweis an den allerbedenklichsten Punkt derselben halten, an die letzte der (wie sie der Verf. selbst nennt) verfänglichen Fragen.

Daß ein Verfasser, der eben in einer eignen Abhandlung den praktischen Glauben als das einzige Fundament aller Religion aufgestellt hat, am Schlusse dieser Abhandlung die Frage aufwirft: „ist nicht der Begriff eines praktischen Glaubens mehr ein spielender als ein ernsthafter philosophischer Begriff?" konnte allerdings auffallen. Aber doch in der That eigentlich keinem *einzigen* Leser, der mit dem neuesten Zustand der Religionsphilosophie nur wenig bekannt ist! denn, drückt denn diese verfängliche Frage etwas anders aus, als einen sehr weit verbreiteten und von Gegnern sowohl als Freunden der neuern Philosophie längst laut geäusserten Zweifel? Was hätte uns denn (abgesehen von aller für uns selbst zu befürchtenden Verantwortung) für unser Publikum sorglich machen sollen, diese Frage ohne weiteres drucken zu lassen, die den Schwachen im Lande, die leicht Aergerniß nehmen, ja anderwärts schon oft genug begegnet? Noch mehr! Was hätte uns genöthiget, eine Beantwortung von unsrer Seite dieser Frage zur Begleitung mitzugeben? Hatten denn die Vertheidiger der neuern Religionsphilosophie diese Frage nit

der

berührt? waren sie immer diesem ihr ganzes Gebäude erschütternden Zweifel aus dem Wege gegangen? hatten sie nie darauf gedacht, dieses Fundament ihres Gebäudes gehörig zu begründen? hatten sie gar nichts gesagt, worin durch jene Frage Beunruhigte Beruhigung zu finden vermöchten? Man sehe doch die Schriften der neuern Religionsphilosophen; es ist kaum einer, der nicht um den Preiß gekämpft hätte, hier allen Zweifel von Grund aus zu vernichten. Hätten wir nicht ohne Bedenken die durch jene Frage Beunruhigten ihrer eignen Hülfe überlassen können? Aber freylich, unaufmerksame und leicht sich ärgernde Leser denken auch an das oft Gesagte oft gerade in den nöthigsten Fällen nicht. Für diese möchte es immer nöthig seyn, hier eine Beantwortung ausdrücklich beyzufügen.

Aber, wir wollen keinen Umstand der Beschuldigung umgehen. In der genannten verfänglichen Frage des Verfassers liegt allerdings mehr; es liegt in ihr nicht nur jener Zweifel an der Gültigkeit des Begriffs des praktischen Glaubens, sondern der Zweifel, ob dieser Zweifel sich aufwerfen

lassen

lasse, oder — um genauer zu reden — die Erklärung, daß jener Zweifel bis jetzt für den Verfasser **noch nicht aufgelöst sey.** Bei Lesern der genannten Art, die diese Erklärung leicht in der Flüchtigkeit ihres Gemüthes als die Erklärung, daß **die Auflösung jenes Zweifels unmöglich sey,** ansehen konnten, konnte allerdings jene verfängliche Frage ein neues Besorgniß erwecken. Inzwischen hätte doch auch dies uns nicht hindern können, jene Frage drucken zu lassen, die offenbar (selbst wenn der Verfasser dabei eine andre Absicht gehabt haben könnte;) darauf wirken muß, die Untersuchung aufs neue zur Vernichtung jenes Zweifels aufzureizen. Was hätte uns denn abhalten sollen, uns mit dem Verf. schlechthin zu der gleichen Absicht zu vereinigen, und die Frage ohne weiters drucken zu lassen? Hätte uns denn irgend etwas verpflichten können, diese Frage zu unterdrücken, auch wenn wir mit dem Verf. überzeugt gewesen wären, daß alle bis jetzt versuchte Beantwortungen jene Frage nicht beantwortet haben, und auch von unsrer Seite keine befriedigende Antwort möglich gewesen wäre? Hätten wir nicht vielmehr wider unsre Pflicht gehandelt,

eine

eine Frage zu unterdrücken, die den eigentlichen Sitz des Uebels so bestimmt aufdeckt, und dadurch die vereinten Kräfte Aller aufruft, es zu heben? — Auch so also wäre es nicht nöthig gewesen, der Frage eine Antwort von unsrer Seite beizufügen. Aber wir wollten den Zweifel an der Möglichkeit einer befriedigenden Beantwortung jener für die Religion so wichtigen Frage, in der Seele keines unsrer Leser aufkommen lassen; und wir wollten zugleich die günstige Stimmung benutzen, in welche durch jenen aufsteigenden Zweifel versezt, auch leichtsinnige und sonst zerstreute, unachtsame Leser die Untersuchung mit mehr Sammlung des Gemüths und mit größerer Achtsamkeit aufnehmen würden.

Es ist kein irgend bedeutender Punkt der 2ten Abh., von dem dieses nicht eben so gälte. Die erste Abhandlung ist also in der That eine ganz freiwillige, durch die 2te Abhandlung an sich gar nicht nothwendig gemachte, aber um leichtsinniger, leicht sich ärgernder Leser willen von den Herausgebern aus alles überlegender Vorsicht nothwendig

erachtete Zugabe. Als solche werden sie selbst diejenigen anerkennen müssen, die als Zweck des Churf. Requisitionsschreibens öffentlich angeben: „man wünsche bloß, daß die Herren eine Weisung höheten Orts bekommen mögen, sich zu erinnern, daß ein Jugendlehrer in seinen Ausdrücken behutsam seyn müsse.“ Unser Verfahren in eben dem vorliegenden Falle, den dieses Requisitionsschreiben betrifft, muß doch wohl unläugbar beweisen, daß es bei uns einer solchen Erinnerung zur Behutsamkeit gar nicht bedürfe.

Aber wir können uns nicht versagen, über die Beantwortung, welche die 1ste Abhandlung auf jene verfängliche Frage der 2ten Abhandlung wirklich gegeben hat, unsern Gegnern eine Bemerkung ans Herz zu legen. In welchem Zeitalter, seit das Christenthum die Welt erleuchtet, ist der wahre Atheismus, d. i. die entschiedne, freche und öffentliche Verachtung aller Religion, lauter und unaufhaltsamer gewesen, als eben in dem unsrigen? Es wäre sehr kurzsichtig, und kann den Wenigsten,

die es behauptet haben, Ernst gewesen seyn, diese Erscheinung unsrer Zeit lediglich auf die Schuld der neuern Philosophie zu schreiben. Daß Viele die Schande ihres Unglaubens mit Formeln der neuern Philosophie zu bedecken suchen, ist nur dieselbe Erscheinung, die staatsklugen Männern sich in allen Zeitaltern der Menschengeschichte darbietet: die Erscheinung, daß Verdorbenheit des Herzens (welche nie von der Theorie ausgeht!) die Theorieen — die des Katechismus eben so sehr als die der philosophischen Schulen — misbraucht, um sich damit zu bemänteln. Die Theorie selbst kann man wegen dieses Misbrauchs nicht anklagen; wohl aber kann man es den Pflegern derselben zur Last legen, wenn sie nicht ihr möglichstes thun, den Misbrauch zu verhüten, und wenn sie nicht die Unbestimmtheiten berichtigen, die Leidenschaft leicht zu ihrem Vortheil verdrehen kann, wenn sie nicht die Lücken auszufüllen, den Schwächen abzuhelfen suchen, welche den Zweifeln, die Leidenschaft erfinderisch daraus bildet, Schein geben. In welchem andern Sinne könnte man auch von der neuern Philosophie sagen, daß sie zu jener

auffallenden Erscheinung des Zeitalters mitwirke? Bloß inwiefern sie noch Unbestimmtheiten, Lücken, Schwächen darbietet, die der Unglaube zu seinem Vortheil benutzt, bloß insofern trägt sie einen, in der That nur geringen, Theil jener Schuld. Bloß insofern ist auch jene verfängliche Frage wirklich verfänglich. Aber eben diese Frage ist es, die der entschiedne Unglaube so häufig misbraucht, um sich das Ansehen einer philosophischen Theorie zu geben. Sollten wir noch fragen müssen, ob es Bedürfniß des Zeitalters sey, diese verfängliche Frage von Grund aus zu beantworten; nicht um eine Quelle der Irreligion zu verstopfen, sondern um einen Schlupfwinkel derselben, (den unzugangbarsten von allen) zu zerstöhren? Nichts geringeres als dies beabsichtigt die angeklagte 1ste Abhandlung; und dies leistet sie wirklich für Alle, welche sich die Mühe nehmen wollen, sie verstehen zu lernen. Für die Schule hat sie jene verfängliche Frage in der That vernichtet; und von ihr wird man künftig die Gründe nehmen müssen, um die ungläubigen Zweifler abzuweisen. Sie hat die Frage auf immer vernichtet, indem sie sie auf ihren

wah-

wahren Grund zurück geführt, und dadurch ihre Nichtigkeit ans Licht gebracht hat. Die Frage: ob der Begriff des praktischen Glaubens nicht bloß ein spielender Begriff sey? wirft das Räsonnement auf, indem es den Grund des praktischen Glaubens im Räsonnement sucht. Aber es ist ein Misgriff, nach einem solchen Grunde dieses Glaubens zu fragen, der ein Unmittelbares ist. Das Räsonnement kann diesen Grund nicht in sich selbst suchen, ohne über sich selbst hinauszugehen: es soll aber nicht über seine Gränze hinausgehen; nicht, weil das Räsonnement, sondern weil das Herz es bindet! für sich allein aber kann es wohl hinausgehen; eben weil keine Gründe des Räsonnements es binden; und es geht darüber hinaus; und dies ist der eigentliche unzerstörbare theoretische Sitz des praktischen Unglaubens. Was will man dem antworten, der die Frage aufwirft, die so manche wirklich aufwerfen: ob der Begriff des praktischen Glaubens nicht ein spielender Begriff sey? Vergebens wird man gegen diesen Zweifel die alten Systeme theoretischer Demonstrationen aufbieten. Die Zeit ist

vorbei, wo der wahre Glaube sich täuschte, diese Schulbeweise für sein Fundament zu halten, und ihnen von seiner Heiligkeit, die ihm, dem Heiligthum der Menschheit, eigen ist, einen Nimbus zu leihen, der sie unverletzlich machte. Man spottet jener Theorieen jetzt in der Schule und außer derselben, und es wird nicht leicht jemand noch im Ernst behaupten, daß der Verfall der Religion durch Ausbesserung jener Theorieen aufgehalten werden könnte. Wir dürfen glauben, daß manche unsrer Theologen, wenn sie sich den Fall jener verfänglichen Frage recht ernstlich denken, in Verlegenheit seyn würden, zu sagen, was sie einem solchen Fragenden zu antworten wüßten, und daß sie recht begierig die Antwort ergreifen werden, die ihnen die angeklagte 1ste Abhandlung darbietet: „du kannst nicht weiter, wenn du nicht auch selbst in bloß theoretischer Hinsicht dich, in das unbegränzte Bodenlose stürzen, absolute Verzicht leisten willst auf irgend einen festen Standpunkt;" — „du kannst nicht weiter, wenn du nicht dein Inneres zerstören willst; du kannst darum nicht weiter gehen, weil du weiter gehen nicht wollen kannst.

Hier

Hier liegt dasjenige, was dem sonst ungezähmten Fluge des Räsonnements seine Gränze setzt, was den Geist bindet, weil es das Herz bindet."

Einem so dringenden Bedürfniß, das der Geist des Unglaubens täglich dringender macht, hat eben diese angeklagte Abhandlung abgeholfen, um so mehr konnten wir mit Recht hoffen, jedem möglichen Anstoß, der von jener verfänglichen Frage genommen werden könnte, zuvorgekommen zu seyn. Daß es nicht überall geschehen ist, müssen wir bedauern. Aber wir müssen daran erinnern, daß der Anstoß kein gegebner sondern ein genommener ist; daß der Leser, der am Ende des 2ten Aufsatzes nicht bemerkt hat, daß die letzte Frage desselben schon im 1sten Aufsatze vollständig beantwortet ist, seine eigne Unachtsamkeit wegen der Zweifel anklagen müsse, womit ihn die verfängliche Frage nun noch beunruhigt; und endlich, wir müssen bitten, darüber, daß wir nicht überall unsre Absicht erreicht haben, nicht zu vergessen, daß wir diese Absicht gehabt,

habt, und daß wir mehr gethan haben, als wozu uns irgend ein Gesetz der Policei verpflichten könnte.

Eben so verhält es sich auch in Rücksicht auf den zweiten Punkt, den Ton der zweiten Abhandlung betreffend. Wir hatten bei der aufmerksamsten Prüfung, (bei der wir freilich nicht vergaßen, die Abhandlung selbst von dem Anhang derselben gehörig zu unterscheiden,) an dem Ton dieser Abhandlung nichts anstößiges gefunden; und wir hätten also auch in dieser Rücksicht kein Bedenken tragen dürfen, die Abhandlung ohne einen Zusatz von unsrer Seite abdrucken zu lassen. Aber wir haben selbst gesagt, daß gerade bei Untersuchungen über diese höhere Angelegenheit des Menschen auch über den Ton, den sie haben sollen, häufig ganz unrichtige Grundsätze im Schwange gehen, und daß bei Lesern, die diese unrichtigen Grundsätze haben, auch der (an sich untadelhafte) Ton in einem Theil der 2ten Abhandlung zum Anstoß werden könnte. Der Erfolg hat gezeigt, daß die Herausgeber sich auch hierinn nicht geirrt haben. Noch neuerlich

sind

sind diese unrichtigen Grundsätze über den Ton religionswissenschaftlicher Untersuchungen sogar von zwei Gelehrten in einem öffentlichen Urtheil an den Tag gelegt worden. Die Erlanger Lit. Zeitung sowohl als, nach ihr, die Salzburger Lit. Zeitung haben in der Recension der Appellation ꝛc. Gelegenheit genommen, Hrn. Forberg über die Würde des Tons in einer solchen Untersuchung eine scharfe Lection zu halten. Sicher ganz mit Unrecht, und aus einer ganz einseitigen Ansicht. Muß denn, wer von Religion spricht, durchaus nie anders als im Ton des Andachtsredners von ihr sprechen? der Ton des Schriftstellers muß nie bloß nach dem Gegenstand, sondern immer zugleich nach dem Zweck beurtheilt werden, den er hat; denn, wenn er seine Kunst versteht, so muß er auch den Ton als Mittel gebrauchen. Wer in seiner Untersuchung das Herz mit ins Spiel zu ziehen wünscht, der kann freilich den Ton der ganz ungebundnen Untersuchung nicht anstimmen. Aber gerade dies will eben die freie Untersuchung nicht; und man kann hinzusetzen, gerade darum, weil die Wenigsten die Kunst verstehen, eben bei diesen Gegenständen den Herzens-

antheil abzusondern, findet über sie so wenig freie Untersuchung statt, und wird die freie Untersuchung über sie so häufig unrichtig beurtheilt. Für die freie Untersuchung ist, in dieser Angelegenheit, der Ton der zweckmäßigste, der den Antheil des Herzens ausschließt, um den Antheil des Verstandes um so freier zu erhalten. Freilich hat auch diese wissenschaftliche Bestimmung ihre Grade und ihre Gränzen. Der Ton der freien Untersuchung, der den Geist der Untersuchung zu wecken, und von den Fesseln eines fremdartigen Interesse frei zu halten sich zum Zweck macht, darf nicht in Petulanz ausarten, darf nicht den Anstand beleidigen; dies verlangen von ihm die Gesetze — nicht der Moral, sondern — der Rhetorik; und wo man diesen Fehler zu rügen hat, da muß man davon nicht als von einem Verbrechen an dem Heiligthum der Menschheit reden.

Wir wollen uns nun nicht anmaaßen, zu entscheiden, ob der Vorwurf dieser rhethorischen Sünde den Verf. der 2. Abhandlung wirklich treffe; nur müssen wir dabei abermals an einen übersehnen Punkt erinnern.

Die

Die Klage über den Ton des Verfassers trifft gar nicht die Abhandlung selbst; wie denn auch die gerichtliche Anklage aus dieser Abhandlung selbst nur wenige Stellen auszuheben gefunden hat. In der eigentlichen Abhandlung spricht der Verf. mit einem Anstand, der ihm hie und da eher den entgegengesetzten Vorwurf zuziehen könnte. Die Klage wegen des Tons trifft also eigentlich nur den Anhang der (wie er sie nennt) verfänglichen Fragen (von S. 41 — 46). Hier ist aber gar nicht mehr von der Religion, sondern lediglich von einer gewissen Theorie derselben die Rede. Von achtsamen Lesern wäre zu erwarten gewesen, daß sie dies bald von selbst eingesehen und gehörig zu unterscheiden würden gewußt haben, wenn sie auch nicht ausdrücklich wären daran erinnert worden. Aber auch selbst dies sogar fehlt nicht einmal. Man höre doch, was der Verf. selbst zur Einleitung jenes Anhangs (S. 41) sagt:

„Es giebt verfängliche Fragen, die man sich „am Schluße einer Theorie selbst vorlegen muß, „wenn man wissen will, ob man (ein man, wor-

„unter bisweilen der Autor selbst gehört,) sich die „Grundsätze der Theorie gehörig zu eigen gemacht „habe, oder nicht. Nur muß man diese Fragen „beantworten in eben dem Style, worinn sie auf„geworfen werden, und nicht im Style des Sy„stems, von dem es ohnehin noch sehr zweifelhaft „ist, ob er der Wissenschaft oder der Unwissenheit „mehr Vorschub gethan habe."

Wenn man also nur mit einiger Aufmerksamkeit seine Abhandlung durchliest, so ist kaum möglich, daß man, was in jenem Anhang gesagt ist, auf die Religion selbst beziehe. Gleichwohl haben wir auch in dieser Hinsicht nicht vergessen, daß unter unsern Lesern welche seyn könnten, die sogar unachtsam seyn dürften, selbst jene bestimmte Erklärung des Verfassers zu übersehen, und die, — gewohnt alles nur mit halben Ohren zu hören, und doch über alles keck abzusprechen, bei einer flüchtigen Ansicht vielleicht nicht einmal der Abh. selbst, sondern nur der durch ihre aphoristische Gestalt ihre Neugierde anlockenden verfänglichen Fragen, — sich zu dem Urtheil berechtigt halten möchten,

ten, daß der Verf. mit der Religion sein Gespött treibe. Auch diesem möglichen Anstoß wollten wir vorbeugen. Darum behandelt die 1ste Abhandlung ihren Gegenstand mit doppeltem Ernst, und mit einer Würde, die Alle der Heiligkeit des Gegenstandes angemessen finden müssen; darum spricht sie durchaus in einem Tone, der das Gepräge eigner Achtung vor dem Gegenstand unverkennbar ausdrückt, und der selbst den achtlosesten Leser — wenn er ihn auch nicht ergreifen und festhalten kann, doch wenigstens durch ein Gefühl von Ehrfurcht zurückweisen muß.

Wir müßten die ganze Abhandlung abschreiben, um dies ganz zu beweisen. Aber es wird uns vergönnt seyn, hier zum wenigsten einige von den Stellen als Beweis anzuführen, welche die Anklage ausgehoben hat.

Seite 14. „Der wahre Atheismus, der eigentliche Unglaube und Gottlosigkeit besteht darinn, „daß man über die Folgen seiner Handlungen klügelt, der Stimme seines Gewissens nicht eher ge-

„horchen will, bis man den guten Erfolg vorher „zu sehen glaubt, so seinen eignen Rath über den „Rath Gottes erhebt, und sich selbst zum Gotte „macht. Wer Böses thun will, damit Gutes dar„aus komme, ist ein Gottloser. In einer mora„lischen Weltregierung kann aus dem Bösen nie „Gutes folgen, und so gewiß du an die erstere „glaubst, ist es dir unmöglich, das leztere zu den„ken. — Du darfst nicht lügen, und wenn die „Welt darüber in Trümmern zerfallen sollte. Aber „dies ist nur eine Redensart; wenn du im Ernste „glauben dürftest, daß sie zerfallen würde, so wä„re wenigstens dein Wesen schlechthin widerspre„chend, und sich selbst vernichtend. Aber dies „glaubst du eben nicht, noch kannst, noch darfst „du es glauben; du weißt, daß in dem Plan ihrer „Erhaltung sicherlich nicht auf eine Lüge gerechnet ist.„

Seite 17. „Es ist daher ein Misverständniß zu „sagen: es sey zweifelhaft, ob ein Gott sey oder „nicht. Es ist gar nicht zweifelhaft, sondern das „gewisseste, was es giebt, ja der Grund aller an„dern Gewißheit, das einzige absolut gültige ob„jecti

„jective, daß es eine moralische Weltordnung giebt,
„daß jedem vernünftigen Individuum seine bestimm-
„te Stelle in dieser Ordnung angewiesen, und auf
„seine Arbeit gerechnet ist; daß jedes seiner Schick-
„sale, inwiefern es nicht etwa durch sein eignes Be-
„tragen verursacht ist, Resultat ist von diesem Pla-
„ne, daß ohne ihn kein Haar fällt von seinem Hau-
„pte, und in seiner Wirkungssphäre kein Sperling
„vom Dache; daß jede wahrhaft gute Handlung
„gelingt, jede böse sicher mislingt, und daß denen,
„die nur das Gute recht lieben, alle Dinge zum
„Besten dienen müssen."

Wir haben also auch in diesem Stücke die höchste Behutsamkeit bewiesen; wir sind mit einer Behutsamkeit zu Werke gegangen, die kaum einen Zweifel übrig läßt, daß wir nicht aus Furcht vor Verantwortung, sondern nur aus eignem höheren Interesse für die gute Sache der Religion gehandelt haben.

Mit dem erhebenden Bewußtseyn, daß dieses höhere Interesse uns geleitet habe, und mit dem Gefühl, dies auch für Andre unverkennbar in die-

ser Vertheidigungsschrift dargethan zu haben, legen wir hier die Feder nieder; ruhig erwartend, was unsre Durchlauchtigsten Fürsten, die wir mit tiefer Ehrfurcht verehren, über diese Anklage zu verfügen, ihrer Weisheit und Gerechtigkeit angemessen finden werden.

Verzeichniß
der bedeutendsten Druckfehler.

S. 68 Z. 4. von unten ließ nun statt nur
— 81 — 4. nach Unwahrheiten, setze man hinzu über mich
— 84 — 3. l. man st. einer
— — — 9. l. werde st. wurde
— 92 — 4. v. u. l. Staatsrechtsl. st. Senatsrechtsl.
— 93 — 7. l. wissenschaftlich
— 108 — 8. l. gerichteten

Die übrigen Druckfehler wird der geneigte Leser selbst bemerken.

Beilage B.

Nothgedrungene Protestation gegen ein falsches Gerücht.

Ich eile, einer groben Verläumdung zu begegnen. — Seit etlichen Monaten ist, wie ich höre, eine, wo nicht eigentlich delatorische, doch leidenschaftliche und polemische Broschüre: Schreiben eines Vaters an seinen studierenden Sohn über den Fichtischen und Forbergischen Atheismus, 1798. in Kursachsen mit Mühe in Umlauf gebracht worden, und soll sogar eine Klage gegen Fichte und Forberg an den Sächsischen Höfen (!!) veranlaßt haben. Da nun diese Flugschrift mit G... unterzeichnet ist, und von Nürnberg aus debitirt

tirt wird: so hat man zugleich sorgfältig das Gerücht verbreitet: ich sey der Verfasser dieser anonymen Broschüre. — Ich eile um so mehr dieser Verläumdung zu widersprechen, da sie leicht in meinem Vorberichte zum gegenwärtigen Jahrgang des theologischen Journals neue Nahrung finden könnte. — Es kränkt mich in der That nicht wenig, daß man einem so elenden Gerüchte Glauben beymessen kann. Wenn es mir auch möglich wäre, eine solche Flugschrift, worin man mit gewöhnlicher Popularphilosophie die feinen kritischen Philosopheme eines Fichte widerlegen will, und nicht einmal den dogmatischen und den kritischen Idealismus und Atheismus gehörig unterscheidet, zu fabriciren: so hätte mich sicher schon meine dankbare Achtung gegen die Jenaische Akademie, die mich sechs Jahre lang so treulich gepfleget und gebildet hat, abgehalten, so etwas zu schreiben, wodurch diese berühmte Universität in üblen Ruf kommen könnte. Und man halte doch nur den, zwar geraden und offenen, Ton meines Vorberichts gegen die beleidigende Sprache dieser Broschüre! In einer solchen Sprache kann ich gegen einen so scharfsinnigen Philoso-

loso-

losophen und originellen Denker, als ich in Hrn. Prof. Fichte schätze und verehre, unmöglich schreiben, wenn ich mich gleich von der Wahrheit seiner, das objective Daseyn Gottes betreffenden Urtheile, nicht überzeugen kann, und auch seine und Hrn. Forberg's Sprache im philosophischen Journal etwas milder und vorsichtiger wünschte. Ich freue mich vielmehr, daß auch diese wichtige Materie vom objectiven Daseyn Gottes durch die scharfsinnigen Speculationen der Hrn. Fichte, Niethammer und Forberg mehr zur Sprache kommt; denn nur so kann die Wahrheit gewinnen, nicht durch blinden Glauben. Und ich würde es sehr bedauern, wenn diese denkenden Männer durch äußere Umstände gehindert würden, ihre Urtheile frey und offen darzulegen; denn dies wäre wahrer Verlust für die Wahrheit, die nur durch Untersuchungsfreyheit gedeihen kann. Die Theologie würde dann erst recht verdächtig, wenn sie zu ihrer Erhaltung fürstlicher Hülfe bedürfte: sie muß sich durch einleuchtende Gründe selbst schützen können, oder sie ist

nichts

nichts werth. — Bey solchen Gesinnungen darf ich wohl nicht erst feyerlich versichern, daß ich der Verfasser der genannten Schrift nicht sey — nicht seyn könne. Wer der wirkliche Verfasser sey, weiß ich nicht; und ich würde auch die Broschüre selbst nicht kennen, wenn sie mir nicht vor einigen Monaten zugeschickt worden wäre. — Die Verbreiter einer solchen Verläumdung, daß ich der Verfasser sey, überlasse ich nun ihrer eignen Schaam und Schande. —

Altdorf, d. 15. Jän. 1799.

D. Gabler.

Beilage C.

Schreiben
eines Vaters
an seinen studierenden Sohn
über
den Fichtischen und Forbergischen Atheismus.

Da sie sich für Weise hielten, sind sie zu Narren worden. Röm. 1, 22.

1798.

Mit nicht geringer Betrübniß habe ich vor einigen Tagen in einem philosophischen Journal zwey Aufsätze gelesen, worinnen Grundsätze aufgestellt werden, deren Verbreitung ganz gewiß den nachtheiligsten Einfluß auf Religion und Moralität haben würde, wenn sie Beyfall finden sollten. Von Christenthum könnte alsdann die Rede nicht mehr seyn. Es könnte nach diesen Grundsätzen gar keine Religion mehr statt finden, und der Glaube an eine Gottheit, an ein von der Welt unterschiedenes höchstes Wesen wäre baarer Unsinn. Ich halte es daher für nöthig, mein lieber Ferdinand, dir meine Gedanken hierüber schriftlich zu eröfnen, und dich zum eigenen Nachdenken über einen Gegenstand zu veranlassen, der jedem vernünftigen Menschen äusserst wichtig seyn muß, und der am allerwenigsten einem jetzigen oder künftigen Religionslehrer gleichgültig seyn kann.

Die Aufsätze, die ich meyne, stehen in dem philosophischen Journal einer Gesellschaft teutscher Gelehrten. Herausgegeben von Joh. Gottlieb Fichte, und Friedrich Immanuel Niethhammer, der Philosophie Doctoren, und Professoren zu Jena. (Jahrgang 1798. Erstes Heft.) Der erste dieser Aufsätze hat den Prof. Fichte zum Verfasser, und führt die Aufschrift: Ueber den Grund unsers

Glaubens an eine göttliche Weltregierung. Die zweite: Entwickelung des Begriffs der Religion, vom Rector Forberg.

Es ist hart, Jemanden des Atheismus zu beschuldigen, und man hat ehedem so gar gezweifelt, ob es wirklich theoretische Atheisten gebe. Aber Hr. Fichte und Forberg sagen es laut, daß sie keinen Gott glauben, und erklären den Glauben an eine Gottheit in dem gewöhnlichen Verstande für Unsinn. S. 5. 16. 18. 41. folg.) Hr. Fichte sagt gleich im Anfange seiner Abhandlung, er habe diese Grundsätze bisher in seinem Hörsaale vorgetragen, und halte es für seine Pflicht, sie nun auch dem grössern philosophischen Publicum zur Prüfung, und gemeinschaftlichen Berathung vorzulegen. — Daß der gröbste Atheismus auf einer christlichen Universität öffentlich gelehrt wird, ist doch gewiß unerhört. Und gleichwohl hat Fichte, wie man sagt, so grossen Beyfall, daß es ihm wirklich gelungen seyn soll, einen seiner Collegen, den er als seinen Nebenbuhler betrachtete, zu annihiliren, wie er öffentlich gedroht hatte, (nach dem Princip der reinen Sittlichkeit.) Das ist wirklich eine traurige Erscheinung, ein Beweis, daß manche Studierende, ohne alle Beurtheilungskraft, gerade das am liebsten hören, und am meisten bewundern, was nicht verstanden werden kann, und was neu klingt, wenn auch gar kein gesunder Menschenverstand darinnen liegt. Die Ungereimtheiten und Lächerlichkeiten der Fichtischen sogenannten Philosophie sind sehr einleuchtend dargestellt, in einem Buche, welches ich dir, lieber Ferdinand, zum Lesen empfehlen will. Es führt den Titel: Leben und Meinungen Sempronius Gundiberts, eines deutschen Philosophen. Berlin und Stettin 1798. Du wirst dir ein kleines Verdienst erwerben, wenn du deine Freunde auf dieses Buch, nachdem du es selbst gelesen und geprüft hast, aufmerksam machst. Vielleicht werden doch manche dadurch abgehalten, die edle, und gemeiniglich kurze Zeit, die sie auf Universitäten zubringen, mit leeren Grillenfängereyen zu verderben, und sich zu künftigen Aemtern unbrauchbar zu machen. Uebrigens könnte man Herrn Fichte seine Freude gönnen, wenn er seine obscure Weisheit für sich behielte. Daß er aber sogar seine atheistischen Grundsätze jungen Leuten beybringt, die sich zu den wichtigsten Aemtern im Staate und in der Kirche vorbereiten wollen, das ist unverzeihlich, und das kann keinem Freunde der Religion und der Tugend gleichgültig seyn.

Ich traue zwar deinem Verstande und gutem Herzen zu, daß du dich durch die Sophisterey en der neuen Philosophie, und vielleicht

leichtsinnigen Jünglingen, die so gerne Proselyten machen, nicht leicht wirst verführen lassen. Aber vielleicht wird es dir dennoch angenehm seyn, wenn ich dir einige Winke gebe, die du weiter benüzen kannst. Ich will zu dem Ende zuerst die auffallendsten Stellen aus dem Fichtischen Aufsatze ausheben, und dir meine Bemerkungen darüber mittheilen. Was F. hier vorträgt, nennt er (S. 1.) die Resultate seines Philosophirens. Er hätte sagen sollen, die schon oft vorgetragenen, und eben so oft widerlegten Einfälle alter und neuer Skeptiker, nur in einer kauderwelschern Sprache. Er will jezt nur den Grundriß seiner Gedanken angeben, (S. 2.) und behält sich die weitere Ausführung auf eine andere Zeit vor. — Diese Mühe könnte er sich ersparen; denn er wird doch weiter nichts sagen können, als was schon hundertmal auf eine andere Manier gesagt worden ist.

Hr. Fichte will untersuchen, wie der Mensch zum Glauben an eine göttliche Weltregierung komme? „Wo wird nun der Philosoph (heißt es S. 5.) der jenen Glauben voraus sezt, den nothwendigen Grund desselben, den er zu Tage fördern soll, aufsuchen? Etwa in einer vermeinten Nothwendigkeit, von der Existenz, oder der Beschaffenheit der Sinnenwelt auf einen vernünftigen Urheber derselben zu schliessen? Keineswegs; denn er weiß zu gut, daß zwar eine verirrte Philosophie, in der Verlegenheit etwas erklären zu sollen, dessen Daseyn sie nicht leugnen kann, dessen wahrer Grund ihr aber verborgen ist, nimmermehr aber der unter der Vormundschaft der Vernunft und unter der Leitung ihres Mechanismus stehende ursprüngliche Verstand, eines solchen Schlusses fähig ist." — Also, nur eine verirrte Philosophie kann von der Existenz, oder der Beschaffenheit der Sinnenwelt auf einen vernünftigen Urheber derselben schliessen, und diesen Schluß macht sie in der Verlegenheit etwas erklären zu sollen, dessen Daseyn sie nicht läugnen kann. — Was soll sie denn erklären? Die Sinnenwelt? Das heißt nichts gesagt. Die Philosophie, und selbst der gesunde Menschenverstand, (worauf aber unsere sublimen Philosophen gar nichts halten,) fragt: Woher diese Sinnenwelt? Ist sie von sich selbst, durch ein blindes Ohngefähr entstanden? oder hat sie einen Urheber? Diese Frage ist doch gewiß nicht unvernünftig. Sie dringt sich jedem denkenden Menschen von selbst auf, wenn er auch in seinem ganzen Leben nichts von Philosophie gehört hat. Aber nach Fichtens Behauptung soll nur eine verirrte Philosophie solche Fragen aufzuwerfen fähig seyn. Nun weiter: (S. 5.) „Entweder erblickt man die Sinnenwelt aus dem Standpunkte des gemeinen Bewußtseyns, den man auch den der Naturwissenschaft nennen kann, oder vom trans-

scendentalen Gesichtspunkte aus. Im ersten Falle ist die Vernunft genöthigt (?) bey dem Seyn der Welt, als einem Absoluten stehen zu bleiben; die Welt ist, schlechthin weil sie ist, und sie ist so, schlechthin weil sie so ist.“ Schön! so muß ich also auch von einzelnen Theilen der Welt sagen: Sie sind weil sie sind. Die Sonne ist, weil sie ist, und sie ist so, weil sie so ist. Ich darf nun weiter nicht fragen: Wozu ist sie vorhanden? Welchen Einfluß hat sie auf unsern Erdboden, und auf andere Planeten? Ich muß bey dem Seyn der Sonne, als bey einem Absoluten stehen bleiben. Das heißt Philosophiren!

„Auf diesem Standpunkt wird von einem absoluten Seyn ausgegangen, und dieses absolute Seyn ist die Welt; beyde Begriffe sind identisch. Die Welt wird ein sich selbst begründendes, in sich selbst vollendetes, und eben darum ein organisirtes, und organisirendes Ganzes, das den Grund aller in ihm vorkommenden Phänomene in sich selbst, und in seinen immanenten Gesetzen enthält.“ — Das soll ohne Zweifel, in verständliches Deutsch übersezt, heissen: Die Welt hat sich selbst ihr Daseyn gegeben; sie ist zwar ein organisirtes Ganze; aber sie hat sich selbst organisirt, und regiert sich selbst nach immanenten Gesetzen. Ist eben so klug, als wenn ich sagte: Der prächtige Pallast, den ich hier vor mir sehe, hat sich selbst erbauet; hat selbst die darinnen befindlichen Zimmer angelegt, Meublen verfertiget und in Ordnung gestellt, und alles so eingerichtet, wie es die Bewohner wünschen mögen. Diese Uhr ist von keinem Künstler verfertiget; sie hat selbst ihre Räder gemacht, zusammengesezt, und sich so eingerichtet, daß sie nun Stunden und Minuten zeigen kann. Es würde zwar Herrn Fichte wenig Ehre bringen, wenn das wirklich Resultate seines Philosophirens wären, wie er uns im Anfange seines Aufsatzes versichert. Wer aber des bekannten David Hume Dialogues concerning natural religion gelesen hat, wird ihm schwerlich glauben, daß er selbst auf den witzigen Einfall gerathen sey, der Welt ein absolutes Seyn beyzulegen.

„Eine Erklärung der Welt, und ihrer Formen aus Zwecken einer Intelligenz, in wie fern nur wirklich die Welt und ihre Formen erklärt werden sollen, und wir uns sonach auf dem Gebiete der reinen — ich sage der reinen Naturwissenschaft befinden, ist totaler Unsinn.“ — Ich weiß nicht, was der Vf. unter der reinen Naturwissenschaft versteht, (wonach es doch auch eine unreine Naturwissenschaft geben müßte,) aber so viel sehe ich wohl ein, daß er behauptet, es sey totaler Unsinn, zu glauben, daß die Welt von einem verständigen, denkenden Wesen hervorgebracht wor-

worden sey. Hume war doch noch bescheiden. Er gesteht selbst am Ende (Dialogues p. 111. 130. 135.), daß seine Einwürfe gegen eine selbstständige, mit Zweck und Absicht wirkende Grundursache nur aus einer Neigung zum Sonderbaren entsprungen, und eigentlich blosse Schikanen oder Sophistereyen wären (mere cavils and sophisms), oder auf einen Wortstreit hinausliefen. Aber Hr. Fichte versteht keinen Scherz. Er ist seiner Sache vollkommen gewiß, und nennt die gewöhnliche, vernünftige Lehre von Gott, totalen Unsinn. — Von einem Aufseher des menschlichen Geschlechtes, wie der Philosoph Fichte seyn will, muß man es sich schon gefallen lassen, wenn er in seinem Eifer bisweilen etwas zu weit geht, und uns statt wichtiger Gründe Schimpfworte giebt.

„Ueberdieß hilft uns der Satz: eine Intelligenz ist Urheber der Sinnenwelt, nicht das geringste, und bringt uns um keine Linie weiter; denn er hat nicht die mindeste Verständlichkeit, und giebt uns ein paar leere Worte statt einer Antwort auf die Frage, die wir nicht hätten aufwerfen sollen. Die Bestimmungen einer Intelligenz sind doch ohne Zweifel Begriffe, wie nun diese entweder in Materie sich verwandeln mögen, in dem ungeheuern System einer Schöpfung aus Nichts, oder die schon vorhandene Materie modificiren mögen, in dem nicht viel vernünftigern Systeme der blossen Bearbeitung einer selbstständigen ewigen Materie, darüber ist noch immer das erste verständliche Wort vorzubringen.“ — Ob uns der Satz: eine Intelligenz ist Urheber der Sinnenwelt, etwas helfe, oder nicht, das wollen wir weiter unten untersuchen, wenn wir auf Herrn Forberg kommen. So wie Hr. F. den Satz erklärt, hat er auch wirklich keine Verständlichkeit; er soll aber auch nicht verständlich seyn, weil es Fichte nicht will. Die Bestimmungen einer Intelligenz (spricht er,) sind doch ohne Zweifel Begriffe. Was soll das heissen? Vermuthlich, eine Intelligenz bestehet blos aus Begriffen, hat keine andere Kraft, als sich Begriffe zu machen. Diese Begriffe, (das sollen vermuthlich die folgenden Worte sagen,) können sich weder in Materie verwandeln, wie diejenigen glauben, welche eine Schöpfung aus Nichts annehmen, noch eine schon vorhandene Materie modificiren, wie sich diejenigen vorstellen, die sich unter der Schöpfung blosse Bearbeitung einer selbstständigen, ewigen Materie denken. — Ganz richtig, Hr. Philosoph! Wer den Satz: eine Intelligenz ist Urheber der Sinnenwelt, so versteht, der giebt uns leere Worte. Aber welcher vernünftige Mensch hat ihn so verstanden? Das ist mit Erlaubniß zu sagen, Sophisterey, und heißt die Begriffe verwirren. Wenn wir Gott eine Intelligenz nennen, so denken wir uns ein

 selbst

selbstständiges, von der Welt unterschiedenes, alles vermögendes, mit Zweck und Absicht würkendes Wesen. Das hast du, lieber Ferdinand schon in der Schule gelernt. Ich habe dir auch, wie du dich noch erinnern wirst, bey einer gewissen Gelegenheit erklärt, wie es zu verstehen sey, wenn man sagt, Gott habe die Welt aus Nichts erschaffen, nemlich ohne vorhandene Materie und Werkzeuge durch seinen allmächtigen Willen. Nach dieser Erklärung, hast du mit den Einwurf: Aus Nichts wird Nichts, selbst beantwortet.

„Erblickt man die Sinnenwelt vom transscendentalen Gesichtspunkt aus, so verschwinden freylich alle diese Schwierigkeiten; es ist dann keine für sich bestehende Welt: in Allem, was wir erblicken, erblicken wir blos den Wiederschein unsrer eigenen innern Thätigkeit. Aber was nicht ist, nach dessen Grunde kann nicht gefragt werden; es kann nichts ausser ihm angenommen werden, um dasselbe zu erklären." — Der Schluß ist nicht ganz richtig. Hr. Fichte muß noch nicht weit in der philosophischen Geschichte gekommen seyn; sonst würde er auf den Idealismus des Berkeley einige Rücksicht genommen haben, der in den Gesprächen zwischen Hylas und Philonous, in welchen er seine Ideen am deutlichsten entwickelt hat, schon auf dem Titelblatt erklärte, daß sie abgefaßt seyen, um die Wirklichkeit und die Vollkommenheit der menschlichen Erkenntniß, die unkörperliche Natur der Seele, und die unmittelbare Vorsehung der Gottheit gegen Skeptiker und Atheisten klar zu erweisen. Jedoch, Hr. F. vermuthet (S. 6.) man könnte vielleicht nach dem Grunde des Ich fragen. Hieran erinnerten ihn die Göttingischen Gelehrten Anzeigen in der Recension seiner Wissenschaftslehre. Er antwortet ganz kurz: Mit was für Leuten man nicht zu thun hat, wenn man sich in unserm philosophischen Jahrhundert mit Philosophiren beschäftiget! Kann denn das Ich sich selbst erklären, sich selbst erklären auch nur wollen, ohne aus sich herauszugehen, und aufzuhören, Ich zu seyn? — Capiat, qui capere potest!

Nun wirst du vielleicht begierig seyn zu erfahren, mein lieber Ferdinand, ob denn Hr. F. nicht dennoch eine Art von Gottheit annehme? Allerdings. Er glaubt an eine lebendige und wirkende moralische Weltordnung; und diese Weltordnung ist sein Gott. Seine verworrene Deduktion kannst du S. 8. folg. selbst lesen, wenn du Lust hast, sie genauer kennen zu lernen. Mir fehlt es an Zeit und Lust, sie zu zergliedern, und mich in eine Wi-

Zerlegung seiner Sophistereyen einzulassen. Nur einige Bemerkungen über die Hauptstelle in seinem Räsonnement mögen hier stehen.

„Jene lebendige und wirkende moralische Ordnung (heißt es S. 15.) ist selbst Gott; wir bedürfen keines andern Gottes, und können keinen andern fassen. Es liegt kein Grund in der Vernunft, aus jener moralischen Weltordnung herauszugehen, und vermittelst eines Schlusses vom Begründeten auf den Grund noch ein besonderes Wesen, als die Ursache desselben anzunehmen; der ursprüngliche Verstand macht so nach diesen Schluß sicher nicht, und kennt kein solches besonders Wesen; nur eine sich selbst mißverstehende Philosophie macht ihn. Ist denn jene Ordnung ein Zufälliges, welches seyn könnte, oder auch nicht; so seyn könnte, wie es ist, oder auch anders; daß ihre ihr (ihr ihre) Existenz und Beschaffenheit erst aus einem Grunde erklären, erst vermittelst Aufzeigung dieses Grundes den Glauben an dieselbe legitimiren müßtet? Wenn ihr nicht mehr auf die Forderungen eines richtigen Systems hören, sondern euer Inneres befragen werdet, werdet ihr finden, daß jene Weltordnung das absolut erste aller objectiven Erkenntniß ist ꝛc.“

Dieses Räsonnement ist so verwirrt, daß man kaum errathen kann, was der Vf. haben will. So viel merkt man wohl, daß er eine Ordnung annimmt, ohne einen Urheber dieser Ordnung; ein moralisches Gesetz in dem Menschen, ohne einen Gesetzgeber. Die moralische Ordnung ist das absolut Erste aller Erkenntniß. Gesezt, das wäre richtig, wogegen doch die Erfahrung streitet; ist sie denn auch das Erste alles Seyns? Es ist nicht der Mühe werth, daß irgend ein Mensch, der den Werth der edlen Zeit zu schätzen weiß, sich mit den unnützen, scholastischen Grillen beschäftige, die jezt das Lieblingsstudium müssiger Köpfe ausmachen. Indessen scheint mir für diejenigen, die etwas Verständliches hierüber zu lesen wünschen, folgendes Buch brauchbar zu seyn: Ueber die Lehre von den Gründen und Ursachen der Dinge. Von Adam Weishaupt. Regensb. 1794. Ich bin nicht durchgängig der Meinung des Verfassers, aber in seinem Buche ist gesunder Menschenverstand, worauf ich noch immer viel halte, so sehr er auch von unsern übervernünftigen Philosophen verschryen wird, und man kann ihm auch folgen, wenn er zu den steilen und schwindelnden Höhen der Metaphysik emporklimmt. Jedoch wollte ich dir nicht rathen, schon jezt dergleichen Schriften zu lesen, damit du dir nicht die Zeit zu dem Studium wichtigerer Wissenschaften hinwegnimmst.

Noch einen abgedroschenen Einwurf gegen unsere Erkenntniß von Gott wiederholt unser Philosoph, als Resultat seines Philosophirens; und hier wird er beredt, welches seine Art sonst nicht ist. „Wenn man euch nun auch erlauben wollte, (heißt es S. 16. 7) jenen Schluß zu machen, und vermittelst desselben ein besonderes Wesen als die Ursache jener moralischen Weltordnung anzunehmen, was habt ihr denn nun eigentlich angenommen? Dieses Wesen soll von euch, und der Welt unterschieden seyn; es soll in der leztern nach Begriffen wirken, es soll sonach der Begriffe fähig seyn, Persönlichkeit haben und Bewußtseyn. Was nennt Er denn nun Persönlichkeit und Bewußtseyn? Doch wohl dasjenige, was ihr in euch selbst gefunden, an euch selbst kennen gelernt, und mit diesem Namen bezeichnet habt? Daß ihr aber dieses ohne Beschränkung und Endlichkeit schlechterdings nicht denkt, noch denken könnt, kann euch die geringste Aufmerksamkeit auf eure Construction dieses Begriffes lehren. Ihr macht sonach dieses Wesen durch die Beylegung jenes Prädicats zu einem Endlichen, zu einem Wesen eures Gleichen, und ihr habt nicht, wie ihr wolltet, Gott gedacht, sondern nur euch selbst im Denken vervielfältiget. Ihr könnt aus diesem Wesen die moralische Weltordnung eben so wenig erklären als ihr sie aus euch selbst erklären könnt; sie bleibt unerklärt, und absolut, wie zuvor; und ihr habt in der That, indem ihr dergleichen Worte vorbringt, gar nicht gedacht, sondern blos mit einem leeren Schalle die Luft erschüttert. Daß es euch so ergehen werde, konntet ihr ohne Mühe voraus sehen. Ihr seyd endlich; und wie könnte das Endliche die Unendlichkeit umfassen und begreifen?“

Mehrere Skeptiker haben behauptet, eine Erkenntniß der göttlichen Eigenschaften sey uns Menschen unmöglich, ohne zu läugnen, daß ein Gott, und daß er von der Welt unterschieden sey. Auch ist bekannt, daß die kritischen Philosophen einmüthig behaupten, unsre Erkenntniß von Gott habe keine objective Gültigkeit. Bolingbroke sagte, durch Uebertragung unserer Begriffe von moralischen Eigenschaften auf Gott, werde der Mensch zum Original und Gott zur Copie, oder zu einem unendlichen Menschen gemacht. Was also Hr. Fichte hier sagt, ist gar nicht neu. Die Frage ist nur, ob es richtig geschlossen sey: Weil wir das Wesen und die Eigenschaften Gottes nicht begreifen können, so ist kein Gott? Daß alle unsere Erkenntniß von Gott nur analogisch ist, das haben wir längst gewußt. An statt der Eigenschaften, die wir Bewußtseyn, Verstand, Wille, Weisheit, Gerechtigkeit 2c. nennen, ist in Gott etwas unendlich vollkommneres. Aber daraus folgt nicht, daß diese und andere dergleichen Eigenschaften, in so fern sie Gott bey-

beygelegt werden, blos in unserer Phantasie gegründet wären. Wir wissen nun einmahl keine andern, als die gewöhnlichen Nahmen, um sie zu bezeichnen. Weisheit bleibt Weisheit, sie mag sich in einem höhern oder in einem geringern Grade äussern. Güte bleibt Güte, sie mag sich auf wenige einschränken, oder sich auf alles ausdehnen. Der Begriff von Macht muß doch auch selbst bey der Vorstellung von Allmacht zum Grunde liegen, so groß auch der Abstand zwischen der Macht schwacher Menschen und zwischen Allmacht ist. Sey es immer unmöglich, zu erkennen, was Gott in sich ist; genug, wenn wir erkennen, was er für uns ist, und was wir von ihm erwarten dürfen; und das können wir zuverlässig wissen und erfahren, wenn wir unsere Vernunft recht gebrauchen wollen.

Dreist genug beschließt Hr. F. seinen Aufsatz mit folgender Stelle. „Es ist daher ein Mißverständniß zu sagen: es sey zweifelhaft, ob ein Gott sey, oder nicht. Es ist gar nicht zweifelhaft, sondern das gewisseste was es giebt, ja der Grund aller andern Gewißheit, das einzige absolut objective, daß es eine moralische Weltordnung giebt, daß jedem vernünftigen Individuum seine bestimmte Stelle in dieser Ordnung angewiesen, und auf seine Arbeit gerechnet ist; daß jedes seiner Schicksale, in wie fern es nicht etwa durch sein eigenes Betragen verursacht ist, Resultat ist von diesem Plane, daß ohne ihn kein Haar fällt von seinem Haupte, und in seiner Wirkungs Sphäre kein Sperling vom Dache; daß jede wahrhaft gute Handlung gelingt, jede böse sicher mißlingt, und daß denen, die nur das Gute recht lieben, alle Dinge zum Besten dienen müssen. Es kann eben so wenig von der andern Seite dem, der nur einen Augenblick nachdenken, und das Resultat dieses Nachdenkens sich redlich gestehen will, zweifelhaft bleiben, daß der Begriff von Gott, als einer besondern Substanz, unmöglich und widersprechend ist: und es ist erlaubt, dieß aufrichtig zu sagen, und das Schulgeschwätz niederzuschlagen, damit die Religion des freudigen Rechtthuns (???) sich erhebe.

Wenn diese Stelle in verständliches Deutsch übersezt wird, so möchte sie etwa folgenden Sinn enthalten: Bisher haben die kritischen Philosophen gesagt, es sey zweifelhaft, ob ein Gott sey, oder nicht. Aber sie haben sich geirrt. Sie hätten sagen sollen: Es ist kein Gott. Es giebt aber eine moralische Weltordnung, und diese ist der Grund aller andern Gewißheit, das einzige absolut gültige ꝛc. — Hier scheint sich Hr. Fichte selbst nicht zu verstehen, oder seinen Lesern Sand in die Augen streuen zu wollen. Wir fragen, ob ein Gott sey, ein von der Welt unterschiedenes höchstes Wesen, der Ur-

heber, Erhalter und Regierer aller Dinge? und Er spricht von einer Weltordnung, als dem Grund aller andern Gewißheit, als dem einzigen absolut gültigen, objectiven. In dieser Ordnung ist jedem vernünftigen Individuum seine Stelle angewiesen. Wer oder was hat ihm denn seine Stelle angewiesen? Die Ordnung selbst? oder ein Ohngefähr? oder eine blinde Nothwendigkeit? oder Fichte, der sich eine Aufsicht über das Menschengeschlecht anmassen will? — Jedes seiner (eines jeden Individuums) Schicksale, in wie fern es nicht etwa durch sein eigenes Betragen verursacht ist, ist Resultat von diesem Plan, und ohne ihn (diesen Plan) fällt kein Haar von seinem Haupte, und in seiner (wessen? des Individuums oder des Plans?) Wirkungs Sphäre kein Sperling vom Dache. Die Weltordnung, der Plan ist also selbst lebend und wirkend; wie sich der Vf. oben S. 15. ausgedrückt hatte. Ein lebender und selbst wirkender Plan, den kein verständiges Wesen entwirft und ausführt, ist uns andern armen Sterblichen freylich etwas unbegreifliches, und undenkbares. Wir müssen daher diese hohe Weisheit dem Hrn. F. und seinen glaubigen Jüngern alleine überlassen. Jede wahrhaft gute Handlung gelingt, und jede böse mislingt sicher; denen die nur das Gute recht lieben, müssen alle Dinge zum Besten dienen. Das soll vermuthlich heissen: Jede gute Handlung hat gute, und jede böse Handlung hat böse Folgen; denn diesen Sinn erfordern die Worte; denen die nur das Gute rc. Ganz richtig! Nur müssen wir auch gewiß versichert seyn, daß unsere Handlungen wirklich gut sind. Aber den Atheismus predigen, und unerfahrnen jungen Leuten die vornehmste Stütze der Tugend, den Glauben an Gott, Unsterblichkeit und Vergeltung entreissen, ist warlich keine gute Handlung. Dieß thut Hr. Fichte, und erklärt den Begriff von Gott, als einer besondern Substanz nochmahls mit dürren Worten für unmöglich und widersprechend, nennt die richtige Lehre von Gott Schulgeschwätz, welches niederzuschlagen er für seine Pflicht hält, damit, wie er sagt, die wahre Religion des freudigen Rechtthuns sich erhebe; er wollte vielleicht sagen: damit allen Lastern Thür und Thor geöfnet werde. Und von Schulgeschwätz sollte ein junger Mann gar nicht reden, dessen ganze so genannte Philosophie durchaus unverständliches, verworrenes Schulgeschwätz ist. Uebrigens möchte ich doch Hrn. Fichte fragen, ob es mit Moralität bestehen könne, Jünglingen, die zum

Thei

Theil zum Lehramte in Kirchen und Schulen bestimmt sind, offenbar atheistische Grundsätze beyzubringen? Eine christliche Obrigkeit wird doch sicher keine Atheisten zu geistlichen Aemtern befördern wollen. Solche Prediger und Schullehrer werden also doch zum Schein lehren müssen, es sey ein Gott. Nach ihren Grundsätzen wäre dieß aber eine Lüge, und F. giebt die Regel (S. 14.): Du darfst nicht lügen, und wenn die Welt darüber in Trümmern zerfallen sollte. — Er lenkt aber gleich wieder ein, und sagt: „Aber dieß ist nur eine Redensart; wenn du im Ernste glauben dürftest, daß sie zerfallen würde, so wäre wenigstens dein Wesen schlechthin widersprechend, und sich selbst vernichtend. Aber dieß glaubst du eben nicht, noch darfst du es glauben; du weißt, daß in dem Plane ihrer Erhaltung sicherlich nicht auf eine Lüge gerechnet ist.“ Schön und gründlich! Aber auch witzig!

Nun will ich dir, lieber Ferdinand, doch auch einige Bemerkungen über den Aufsatz des Hrn. Rector Forberg mittheilen. Da aber meine Zeit, wie du weißt, sehr eingeschränkt ist, so muß ich mich kurz fassen. Der Aufsatz ist überschrieben: Entwickelung des Begriffes der Religion, und kann gewissermassen als Fortsetzung und weitere Ausführung der Fichtischen Abhandlung angesehen werden. Wenigstens sagt Fichte selbst (S. 2.) dieser Forbergische Aufsatz komme in vielen Rücksichten mit seinen Ueberzeugungen überein, und er könne sich auf ihn berufen. In manchen Stücken ist auch die Uebereinstimmung offenbar. Hr. Forberg spricht, wie Hr. Fichte von einer moralischen Weltregierung, und sonst gleich Anfangs: Religion ist nichts anders, als ein praktischer Glaube an eine moralische Weltregierung. Er erklärt uns auch, was er unter einer moralischen Weltregierung verstehe, welches Hr. Fichte nicht gethan hat. Wenn es nemlich (S. 21. 22.) in der Welt so zugehet, daß auf das endliche Gelingen des Guten gerechnet ist, so giebt es eine moral. Weltregierung. Ist hingegen Tugend und Laster dem Schicksal völlig gleichgültig, so giebt es keine mor. Weltregierung. — Es giebt eine solche Regierung, sagt er S. 22. f. und eine Gottheit, die die Welt nach moral. Gesetzen regiert. Das lautet ganz gut. Aber Hr. Forberg hat, wie sein Meister, seine eigene, obgleich eine ganz andere Gottheit, wie du gleich erfahren wirst; und er erklärt gleich Anfangs (S. 22.) die speculativen Begriffe von Gott, als dem allerrealesten, unendlichen, absolut nothwendigen Wesen wenigstens für gleichgültig. Die Religion kann nach seiner Meinung eben so gut mit dem Polytheismus, als mit dem Monotheismus, eben so gut mit dem Anthropomorphismus als mit dem Spiritualismus zu=

sammen bestehen. Die Hauptabsicht dieses Aufsatzes ist, zu zeigen, worauf sich der Glaube an eine moralische Weltregierung gründe?

Hier gerathen freylich unsere beyden Philosophen in einen kleinen Widerspruch, der zwar unbefangene Leser etwas befremden wird, der aber der Uebereinstimmung dieser Herren keinen Eintrag thut. Denn nach ihrer Philosophie kann etwas zu gleicher Zeit und in dem nemlichen Sinne wahr und nicht wahr, möglich und unmöglich seyn. Nach Fichte ist die moralische Weltordnung selbst Gott, folglich etwas sehr reelles, das Höchste, was sich die menschliche Vernunft denken kann; aber nach Hr. Forberg giebt es gar keine moralische Weltregierung; sie ist ein Non-ens. Denn daß er erst sagte: Es giebt eine moralische Weltregierung, das war nur sein Scherz; wiewohl es auch nichts zu bedeuten hat, wenn sich ein sublimer Philosoph in einem Odem im völligen Ernste widerspricht. Er bleibt deswegen doch ein Philosoph. Daß es aber keine moralische Weltregierung giebt, beweiset Hr. Forberg aus folgenden Gründen. Es giebt nur drey Quellen, woraus wir alle unsere Ueberzeugung am Ende schöpfen müssen: Erfahrung, Speculation und Gewissen.

Die Erfahrung kann hier gar nicht in Betrachtung kommen; denn aus ihr liesse sich eher folgern, (S. 23.) daß die Welt nicht moralisch regiert werde, oder daß wenigstens ein böser Genius mit einem guten um die Herrschaft der Welt streite, und bisweilen der gute, gemeiniglich aber der böse die Oberhand behalte. Wer die Gottheit ausser sich, im Lauf der Dinge sucht, der wird sie niemahls finden. (Hr. Forberg erkennet also gar keine Gottheit ausser sich: er hat sie blos in sich, ist seine eigene Gottheit.) Werke des Teufels werden ihm auf allen Seiten begegnen, aber nur selten, und immer schüchtern und zweifelnd wird er sagen können: Hier ist Gottes Finger. Auch die Spekulation kann keine Gottheit finden, folglich auch keine moralische Weltregierung. Hier gedenkt er der gewöhnlichen Argumente für die Existenz Gottes, und fertigt sie auf etlichen Seiten (S. 23 — 26.) ab. Sie taugen alle nichts. Warum? Weil sie nichts taugen sollen. Es bleibt folglich nichts übrig, als das Gewissen, um auf die Aussprüche desselben eine Religion, d. h. den Glauben an eine moralische Weltregierung zu gründen. Hier scheint es, als ob Hr. Forberg wieder in völligem Ernste eine moralische Weltregierung behaupten wolle, und wirft die Frage auf: (S. 27.) wie und auf welchem Wege in dem Herzen eines moralisch guten Menschen Religion

ligion, d. h. nach seiner vorhergehenden Erklärung, Glaube an eine moralische Weltregierung entstehe? Er antwortet mit zwey Worten: Religion entsteht einzig und allein aus dem Wunsch des guten Herzens, daß das Gute in der Welt die Oberhand über das Böse erhalten möge. — Das soll doch wohl so viel heissen: der gute Mensch glaubt darum eine moralische Weltregierung, weil er wünscht, daß eine seyn möge. Darüber wird denn S. 27 — 38. ein Langes und Breites gefaselt, und zulezt kömmt es heraus, daß es auch mit diesem Glauben äusserst mißlich steht. Weil der gute Mensch wünscht, (S. 36. 37.) daß das Gute überall auf Erden herrschen möge, so muß er auch alles thun, was er kann, um diesen Zweck bewirken zu helfen. Daß dieser Zweck möglich sey, weiß er zwar nicht; er glaubt es aber. Warum? Weil er es glauben will; wiewohl ihm auch dieß frey stehet. Denn was sollte einem Philosophen nicht frey stehen? „Es ist nicht Pflicht, (heißt es S. 38.) zu glauben, daß eine moralische Weltregierung, oder ein Gott, als moralischer Weltregent, existirt, sondern es ist blos und allein dieß Pflicht, zu handeln, als ob man es glaubte. In den Augenblicken des Nachdenkens oder des Disputirens kann man es halten, wie man will; man kann sich für den Theismus oder Atheismus erklären, je nachdem man es vor dem Forum der speculativen Vernunft verantworten zu können meint. — Nur im wirklichen Leben, wo gehandelt werden soll, ist es Pflicht, nicht so zu handeln, als sezte man voraus, es sey ohnehin vergeblich, sich mit Beförderung des Guten in der Welt viel Mühe zu machen ꝛc.“ Und doch heißt es wieder: S. 40. Die Religion ist nichts anders als Glaube an das Gelingen der guten Sache. Wer kann das zusammenreimen? Daß aber des Herrn Forbergs Glaube an eine moralische Weltregierung, (die einzig wahre Gottheit des Herrn Fichte) sehr schwach und schwankend ist, das beweisen die Fragen, die er S. 45. aufwirft, nebst seinen Antworten. Fr. Wird jemahls ein Reich Gottes, als ein Reich der Wahrheit und des Rechts auf Erden erscheinen? Antw. Es ist ungewiß, und, wenn man auf die bisherige Erfahrung bauen darf, die jedoch im Vergleich mit der unendlichen Zukunft eigentlich wie nichts zu rechnen seyn möchte, sogar unwahrscheinlich. Fr. Könnte nicht statt eines Reichs Gottes auch wohl ein Reich Satans auf Erden erscheinen? Antw. Das eine ist so gewiß und so ungewiß als das andere. — Dennoch versichert Hr. Fichte, der Hr. Rector stimme mit ihm überein. Solche Widersprüche können wir

arme Nichtphilosophen freylich nicht heben. Aber einer sogenannten Philosophie, die aus Widersprüchen und Ungereimtheiten zusammengesezt ist, würde auch mit einer solchen Hülfe nichts gedient seyn.

Der Hr. Rector wirft zulezt (S. 41. folg.) noch einige Fragen auf, die er verfänglich nennt, und beantwortet sie nach seiner Art. Es verlohnt sich nicht der Mühe, ihrer zu erwähnen. Du kannst sie ohne Bedenken lesen; denn so viel Zutrauen habe ich zu deinem Verstande, daß du ihren Werth oder vielmehr Unwerth selbst wirst beurtheilen können. Nur bey der ersten Frage will ich noch einige Augenblicke verweilen, weil sie mir Veranlassung giebt, dir einige wichtige Wahrheiten in das Gedächtnis zurücke zu rufen, die in unsern Zeiten nicht oft genug wiederholt, und nicht ernstlich genug überlegt werden können.

Ist ein Gott? fragt Hr. Forberg (S. 41.) und antwortet: Es ist und bleibt ungewiß. Denn (?) diese Frage ist bloß aus speculativer Neugierde aufgeworfen, und es geschiehet dem Neugierigen ganz recht, wenn er bisweilen abgewiesen wird.

Also würde die Frage, ob ein Gott sey oder nicht, aus blosser speculativer Neugierde aufgeworfen? Und das kann ein Rector behaupten, der jungen Leuten einen gründlichen Religionsunterricht ertheilen soll? Freylich sieht man aus allen seinen und seines Meisters Fichte Urtheilen, daß diese Herren die Kraft der Religion in ihrem Leben nicht empfunden haben, und sich von ihrem Einfluß auf Tugend und Rechtschaffenheit gar keine Begriffe machen können. Aber woher wissen sie denn, daß alle andre Menschen in der Welt eben so denken und empfinden wie sie: daß sie alle aus blosser Neugierde, ohne ein Interesse dabey zu haben, die erwähnte, und andere damit verbundene Fragen aufwerfen? Mit solchen Behauptungen beweisen diese Herren ganz deutlich, daß sie mit den Bedürfnissen der Menschheit noch ganz unbekannt sind; und das wäre ihnen als jungen, unerfahrnen Männern so sehr nicht zu verdenken, wenn sie sich nicht bey aller ihrer Unwissenheit zu Reformatoren aufwerfen wollten. Jedoch, es scheint wenigstens dem Herrn Rector Forberg mit seinen Behauptungen nicht einmahl Ernst zu seyn. Denn zulezt wirft er die Frage auf: Ist nicht der Begriff eines praktischen Glaubens mehr ein spielender, als ein ernsthafter philosophischer Begriff? Die Antwort, sezt er hinzu, die Antwort auf diese verfängliche Frage überläßt man billig dem geneigten Leser, und damit zugleich das Urtheil, ob der Verfasser des gegenwärtigen Aufsatzes am Ende auch wohl mit ihm nur habe spielen wollen! — Welch ein Witz! Jungen

gen Leuten den Glauben an Gott verdächtig machen, und den Saamen der Immoralität ausstreuen, ist warlich kein erlaubtes Spiel, es ist Grausamkeit.

Da dieser Gegenstand so wichtig ist, so will ich dich doch noch mit Wenigem an einige der vornehmsten Gründe erinnern, aus welchen die Wichtigkeit der Religion, oder des lebendigen Glaubens an einen höchst vollkommenen, moralischen Weltregierer in seiner Beziehung auf uns Menschen dargethan werden kann. Es ist jezt nicht die Rede von dem Grund oder Ungrunde dieses Glaubens; (denn ich hoffe, daß du ohnehin von der Existenz eines höchsten Wesens aus Gründen überzeugt seyn wirst,) sondern blos von der Wichtigkeit dieses Glaubens.

Bedarf der Mensch der Religion zu seiner sittlichen Vervollkommnung? Kann durch einen lebendigen Glauben an Gott, Vorsehung und Unsterblichkeit unser Tugendgefühl erweckt und gestärkt, unsere Beruhigung und Zufriedenheit befördert werden? Kant, der durch seine Schrift: Die Religion innerhalb der Grenzen der blossen Vernunft — die Köpfe so vieler Theologen verwirrt hat, behauptet unter andern gleich im Anfange der Vorrede zu erwähntem Buche, „die Moral, so fern sie auf dem Begriffe des Menschen, als eines freyen, eben darum aber auch sich selbst durch seine Vernunft an unbedingte Gesetze bindenden Wesens, gegründet ist, bedürfe weder der Idee eines andern Wesens über ihm, um seine Pflicht zu erkennen, noch einer andern Triebfeder als des Gesetzes selbst, sie zu beobachten. — Die Moral bedürfe zum Behuf ihrer selbst (sowohl objectiv was das Wollen, als subjectiv was das Können betrift), keinesweges der Religion, sondern vermöge der practischen Vernunft sey sie sich selbst genug.“ Und S. 215. (der ersten Ausgabe) heißt es in der Anmerkung: „Zu dem, was jedem Menschen zur Pflicht gemacht werden kann, müsse das Minimum der Erkenntnis, (es ist möglich, daß ein Gott sey,) subjectiv schon hinreichend seyn.„ — Wenn man diese und ähnliche Stellen lieset, so sollte man denken, Kant müsse sich einen überaus hohen Begriff von den Kräften des Menschen zum Guten machen. Denn ein Wesen, welches durch seine eigene Kraft einen so hohen Grad moralischer Vollkommenheit erreichen kann, daß es gar keiner weitern Triebfeder als der blossen Erkenntnis des Gesetzes, daß es keiner Religion bedarf, muß von Natur gut, wenigstens weit geneigter zum Guten als zum Bösen seyn. So sollte man denken. Gleichwohl wird S. 24. ff in einem besondern Abschnitte behauptet, der Mensch sey von Natur böse, fast ganz verdorben; man möge ihn nun in dem

soge-

sogenannten Naturzustande, oder im gesitteten Zustande betrachten, und die lange melancholische Litaney von Anklagen der Menschheit, wird als vollkommen wahr gebilliget. Nun ist die Frage, wie ein Mensch, der weiter nichts braucht dem Gesetze gemäß zu handeln, als die blosse Erkenntnis des Gesetzes, der gar keiner Triebfeder zur Erfüllung seiner Pflicht bedarf, zu gleicher Zeit so äusserst böse von Natur seyn kann, und wie ein so äusserst verdorbener Mensch sich bessern könne? Das weiß Kant freylich nicht; er hält es aber doch für möglich, ob er gleich die Möglichkeit nicht begreifen kann. Hier haben wir also ein grosses Geheimniß. „Wie es nun möglich sey, (heißt es S. 46. ff.) daß ein natürlicher Weise böser Mensch sich selbst zum guten Menschen mache, das übersteigt alle unsere Begriffe; denn wie kann ein böser Baum gute Früchte bringen? Da aber doch — ein ursprünglich (der Anlage nach) guter Baum arge Früchte hervorgebracht hat, und der Verfall vom Guten ins Böse, (wenn man wohl *bedenkt*, daß dieses aus der Freyheit entspringt), nicht begreiflicher ist, als das Wiederaufstehen aus dem Bösen zum Guten; so kann die Möglichkeit des leztern nicht bestritten werden. Denn ungeachtet jenes Abfalls, erschallt doch das Gebot: Wir sollen bessere Menschen *werden*, unvermindert in unserer Seele; folglich müssen wir es auch können, sollte auch das, was wir thun können, für sich alleine unzureichend seyn, und wir uns dadurch nur eines für uns unerforschlichen höhern Beistandes empfänglich machen." — Ich will die Gründlichkeit oder Ungründlichkeit dieses Räsonnements nicht untersuchen; nur das scheint mir doch merkwürdig zu seyn, daß der Stifter der kritischen Philosophie selbst eingesteht, ein höherer Beystand zum Guten sey wünschenswürdig. Diesen Beystand leistet uns die Religion, wie schon viel tausend und Millionen Menschen zu ihrer Freude erfahren haben. Warum verachtet er denn dieses Hülfsmittel, und hält es für ganz entbehrlich?

Jedoch in einer andern Schrift, (Critik der reinen Vernunft, S. 840. f.) sagt er, der Mensch bedürfe allerdings der Religion zur Sittlichkeit. An solche Widersprüche muß man sich nun einmahl bey der kritischen Philosophie gewöhnen. Folgende Stelle ist, wie mir dünkt, deutlich: „Ohne einen Gott und eine für uns jezt nicht sichtbare, aber gehofte Welt, sind die herrlichen Ideen der Sittlichkeit zwar Gegenstände des Beyfalls und der Bewunderung, aber nicht Triebfedern des Vorsatzes und der Ausübung, weil sie nicht den ganzen Grad, der einem vernünftigen Wesen natürlich, und durch eben dieselbe Vernunft a priori bestimmt und

nothwendig

nothwendig ist, erfüllen." Selbst in dem oben angeführten Buche (Religion innerhalb der Grenzen der Vernunft) kommt eine vortrefliche Stelle vor, in welcher der Betrachtung der Werke Gottes eine grosse Kraft zur Beförderung guter moralischer Gesinnungen zugestanden wird. „Die Betrachtung (S. 289.) der tiefen Weisheit der göttlichen Schöpfung an den kleinsten Dingen, und ihrer Majestät am Grossen — hat eine solche Kraft, das Gemüth nicht allein in diejenige dahin sinkende, den Menschen gleichsam in seinen eigenen Augen vernichtende Stimmung, (die man Anbetung nennt,) zu versetzen, sondern es ist auch, in Rücksicht auf seine eigene moralische Bestimmung darinn eine so seelenerhebende Kraft, daß dagegen Worte, wenn sie auch die des königlichen Beters Davids wären, wie leerer Schall verschwinden müssen, weil das Gefühl aus einer solchen Anschauung unaussprechlich ist.„ Hier gedenkt Hr. Kant so gar einer göttlichen Schöpfung, die er sonst zu bezweifeln scheint, und giebt uns gewissermassen wieder, was er uns vorher nehmen wollte. Er erkennt, daß die Betrachtung der Weisheit und Güte Gottes in seinen Werken einen starken Einfluß auf die moralische Bestimmung des Menschen habe; und darinnen wird ihm kein Vernünftiger seinen Beyfall versagen.

Der Mensch hat Anlagen zum Guten und zum Bösen; er ist ein vernünftiges, aber auch ein sinnliches Geschöpf. Eine innere Stimme ruft ihm unaufhörlich zu: du sollst recht, und nicht unrecht thun; er hat vielleicht auch den guten Willen, die Forderungen des Sittengesetzes zu erfüllen; aber durch die Heftigkeit seiner sinnlichen Triebe wird er immer zum Gegentheil hingerissen, und seine besten Vorsätze werden vereitelt, wenn er kein Mittel weiß, der Vernunft die Herrschaft über die Gewalt seiner Begierden zu verschaffen. Immer wird er sich das Geständniß ablegen müssen: Video meliora, proboque; deteriora sequor. Glaubt er nun keinen Gott, keinen höhern Richter, der in das Verborgene siehet, keinen Zustand der Vergeltung, wo das Böse, welches hier ungeahndet bleibt, bestraft werden wird; so wird er nur so viel Gutes thun, als ihm nöthig zu seyn scheint mit Ehren durch die Welt zu kommen; er wird sich aber nicht das geringste Bedenken daraus machen, alles zu thun, was ihm gelüstet, und was ihm zeitlichen Vortheil bringt, wenn er nur mit einiger Wahrscheinlichkeit hoffen kann, daß es nicht an das Tageslicht kommen werde, daß er weder Beschimpfung noch Strafe zu befürchten habe. Sein moralisches Gefühl wird zwar bisweilen erwachen; er wird es sich nicht verbergen können, daß er wegen seiner freventlichen Uebertretungen des Sittengesetzes Ursache habe,

 sich

sich vor sich selbst zu schämen. Aber die Stimme seiner sinnlichen Begierden und heftigen Leidenschaften wird die Stimme der Vernunft und des Gewissens bald wiederum übertäuben; er wird immer der böse Mensch bleiben, der er von jeher gewesen ist. Bey einer solchen Gemüthsstimmung wird ihm der Gedanke: Es ist kein Gott, kein anderes Leben; du hast nach dem Tode eben so wenig etwas zu fürchten, als zu hoffen — sehr willkommen seyn. Er wird sich immermehr in seinen Bosheiten verhärten, und das für die größte Weisheit halten, seine Ungerechtigkeiten und schlechten Handlungen so heimlich zu begehen, daß er seinen Credit, und den Nahmen eines ehrlichen Mannes nicht verliert. Er wird seinen Lastern einen Anstrich der Tugend zu geben wissen, und im Herzen diejenigen verlachen, die sich von ihm hintergehen lassen. Werden seine Schandthaten entdeckt, oder muß er die Folgen seiner Vergehungen in einem so hohen Grade empfinden, daß er sich nicht mehr zu rathen und zu helfen weiß, so wird ein Dolch sein lezter Trost, seine lezte Zuflucht seyn. Dieß ist die Geschichte vieler praktischen Atheisten, deren es leider auch unter den Bekennern des Christenthums nicht Wenige giebt. Nun bilden aber Hr. Prof. Fichte und Hr. Rector Forberg auch theoretische Atheisten, die dann nicht unterlassen werden, ihre Theorie in Ausübung zu bringen. Und wenn nun dereinst ansehnliche Aemter im Staate, in Kirchen und Schulen mit Atheisten besezt werden, wie wird es um die Nachkommenschaft aussehen?

Wie gut würde es hingegen um die menschliche Gesellschaft stehen, wenn alle, oder nur die meisten Menschen Religion hätten! Ein Mensch, der wirklich Religion hat, von den Lehren derselben überzeugt ist, und sich bestrebt, sie auf sein Herz und Leben anzuwenden, wird sich nicht blos von groben Lastern enthalten, die der Welt in die Augen fallen, deren Begehung bürgerliche Schande und Strafe nach sich zieht, wenn sie bekannt werden. Er wird nie mit Vorsatz und Wissen seine Pflicht übertreten, sich keine schlechte Handlung erlauben, wenn er auch mit Gewißheit vorhersehen könnte, daß sie der Welt auf immer verborgen, folglich ungestraft bleiben würde. Die lebhafte Erinnerung an Gott, den Urheber seiner Natur, den stets gegenwärtigen Zeugen aller seiner Handlungen, Wünsche und Vorsätze, seinen höchsten Wohlthäter, aber auch seinen höchsten Gesezgeber und Richter, dem er Dank, Liebe und Gehorsam schuldig ist, und von dessen Wohlgefallen oder Mißfallen sein ewiges Wohl oder Wehe abhängt, diese lebhafte Erinnerung wird sein moralisches Gefühl verstärken, und ihm Kraft verleihen, die stärksten Reizungen zum Bösen zu besiegen; und wenn er sich

bisweilen von dem Wege der Tugend verirrt, oder aus Uebereilung gefehlt hat, so wird er bald wieder zu seiner Pflicht zurücke kehren. Er wird sich aber auch mit dem redlichsten Eifer bestreben, seine Pflichten mit der strengsten Gewissenhaftigkeit nach seinem besten Vermögen zu beobachten, aus dankbarer Liebe gegen Gott, seinen höchsten Wohlthäter, dem er sein Daseyn, seine Kräfte, sein fühlendes Herz, und alles Gute, was er je genossen hat, und noch genießt, zu danken hat. Er wird sich freuen, daß ihm sein Schöpfer einen so hohen Rang in der Reihe lebender Wesen angewiesen hat, seine Würde behaupten, und darinnen seine größte Ehre suchen, dem Heiligsten, dem Vollkommensten an guten Gesinnungen, an Liebe und Wohlthun so ähnlich zu werden, als es ihm möglich ist. Er wird sinnliches Vergnügen, Beyfall der Menschen, zeitliche Vortheile willig aufopfern, so bald es die Pflicht gebeut; denn die Ruhe seines Gewissens und der Beyfall des Ewigen wird ihm unendlich mehr werth seyn, als alle Güter und Schätze der Erden, und die gewisse Hofnung, daß er in einer bessern Welt die Früchte seiner edlen Bemühungen einernden werde, wird ihn im Guten nie müde werden lassen. Leiden und Widerwärtigkeiten werden seinen Muth nie ganz darniederschlagen. Er wird sich in trüben Stunden bald wieder mit dem Gedanken aufrichten, daß seine Schicksale unter der Leitung einer höchstweisen und gütigen Vorsehung stehen, daß denen, die Gott lieben, und recht thun, alle Dinge zum Besten dienen müssen, daß hier nur Anfang, dort Vollendung seyn, und Tugend und Glückseligkeit in erwünschte Harmonie gebracht werden wird.

Jedoch, ich will diese Gedanken nicht weiter ausführen. Ich will dir dafür, lieber Ferdinand, ein kleines Buch empfehlen, welches alle junge Leute in Händen haben, lesen und wieder lesen, und dessen Inhalt sie auf das Bedachtsamste erwägen sollten. Es führt den Titel: Religion, eine Angelegenheit des Menschen, von J. J. Spalding. Zweite vermehrte Auflage. Berlin 1798. Was aber das Theoretische betrifft, so empfehle ich dir Jerusalems Betrachtungen über die vornehmsten Wahrheiten der Religion :c. Erster Theil und Herrn Sam. Reimarus Abhandlungen von den vornehmsten Wahrheiten der natürlichen Religion.

In diesen drey Schriften wirst du mehr gründliche Belehrungen über diese Gegenstände finden, als in allen Kantischen und Fichtischen Schriften. Ueberhaupt wollte ich dir nicht rathen, dich in das Studium der kritischen, am allerwenigsten der Fichtischen sogenannten Philosophie einzulassen. Du kannst deine Zeit viel nützlicher anwenden, und dir den Verdruß ersparen, dich durch obscure,

nichtsbedeutende Sophistereyen hindurch zu arbeiten, ohne den ge ringsten Gewinn für Aufklärung deines Verstandes und Veredlung deines Herzens. Ich muß dir aufrichtig bekennen, daß ich der kritischen Philosophie gleich Anfangs keine lange Dauer prophezeiht habe. Meine Vermuthung ist zum Theil schon eingetroffen. Denn die verschiedenen Partheyen, die mit Heftigkeit gegen einander zu Felde ziehen, drohen einander zu zerstöhren, und werden nach des grossen Fichte Beyspiel einander annihiliren, so bald es ihnen möglich seyn wird. Zulezt werden die Meisten aus ihrem Lande Utopia wieder in das Land der gesunden Vernunft und des Menschenverstandes zurücke kehren, und dann wird es nach und nach besser werden. Dieß wünschet von Herzen Dein

treuer Vater
G.....

Beilage D.

Ueber des Herrn Professor Fichte Appellation an das Publicum.

Eine Anmerkung
aus der deutschen Uebersetzung des ersten Bandes
von
Saint - Lamberts Tugendkunst
besonders abgedruckt.

Nachdem der folgende Aufsatz bereits in der Druckerey war, erhielt ich aus Hannover:

Apellation an den gesunden Menschenverstand, in einigen Aphorismen über des Herrn Professor Fichte Appellation an das Publicum, wegen ihm beygemessener atheistischer Aeußerungen. 47 Octavseiten.

Möchte diese kleine herrliche Schrift doch recht viel Eingang finden! Am Schluße derselben heißt es: „Wenn das Volk und der gedankenlose Theil „der Menschen hört oder liest: der Gott der Christen ist ein Götze, ein „Hirngespinst, es giebt keinen allmächtigen Gott Himmels und der Erden; „so werden sie dieß ergreifen, das Ideal, das Herr Fichte dagegen aufstellt, nicht sehen oder nicht achten, und fürchterliche Atheisten werden. — „Und so möchte Hr. Fichte sich nicht beschweren dürfen, wenn Regenten „und Staatsmänner dieß durch Verbote seiner Schrift zu verhüten suchen. „Herr Fichte möchte in der Appellation ans Publicum verlieren, und die „Dicasterien möchten wohl recht gesprochen haben.„

Ih

In der vor wenig Tagen herausgekommenen Appellation gegen die Anklage des Atheismus vergleicht Herr Professor Fichte S. 39 und S. 53 den Begriff von Gott mit den Begriffen von Kälte und Wärme, und meint, daß so wie kein Vernünftiger behaupten werde, es gebe eine Wärme und Kälte unabhängig von seinem Gefühl, so sey es auch ungereimt Gott als ein existirendes Wesen zu betrachten. Alle Vergleichungen, pflegt man zu sagen, hinken; aber diese philosophisch seyn sollende Vergleichung hinkt nicht blos, sondern hat gar keinen Standpunkt. Kommen denn die Begriffe von Kälte, Wärme und der Gottheit auf gleiche Weise in die Seele? Jene erhalte ich ja durch den Sinn der Betastung, diesen durchs Nachdenken über mich selbst und die Schöpfung; sie gehören also nicht zu Einer Klasse, und können also auch keine Aehnlichkeit mit einander haben. Kälte und Wärme sind Qualitäten, Eigenschafts-Begriffe; der Begriff von Gott hingegen eine Realität, ein Wirklichkeits-Begriff. Muß man dieß erst einem Professor der Philosophie sagen? Herr Fichte hat sich so in diesen Vergleich verliebt, daß er nicht nur mehrmalen darauf zurück kömmt, sondern auch von ihm nicht wegkommen kann. S. 40 führt er ihn folgendermaßen aus; „Wer nicht eher glauben wollte, daß er friere oder erwarme, bis man ihm ein Stück reine substantielle Kälte oder Wärme zum Zerlegen in die Hände geben könnte, über diesen würde ohne Zweifel jeder Vernünftige lächeln; wer aber einen auch im mindesten ohne Beziehung auf unsere moralische Natur entworfenen, und von ihr im kleinsten Stücke unabhängigen Begriff vom Wesen Gottes verlangt, der hat Gott nie erkannt, und ist entfremdet von dem Leben, das aus ihm ist.“ Der Schall der letztern Worte klingt sehr erbaulich; ich fürchte aber der zum Grunde liegende Gedanke dürfte es so wenig seyn, als ich in der ganzen Wendung Witz finden kann: denn hat Hr. Prof. Fichte Recht, so war Christus entfremdet von dem Leben, das aus Gott ist; weil Christus doch wohl seinen himmlischen Vater nicht als ein Gedankending, sondern als den Schöpfer Himmels und der Erden, und folglich als eine Substanz betrachtete. Ihn so zu betrachten, soll aber, nach Herrn Fichte, durchaus nicht angehen, wann man philosophisch denken will. Er will dieß seinen Gegnern dadurch begreiflich machen, daß er S. 53 zum drittenmal auf die Vergleichung zwischen Kälte, Wärme und der Gottheit zurück kommt; wo es heißt: „Ich bekenne von Wärme oder Kälte nur dadurch zu wissen, daß ich wirklich erwarme oder friere; sie kennen, ohne je in ihrem Leben eine Empfindung von dieser Art gehabt zu haben, die Wärme und Kälte, als Din-

„ge an sich, und bringen erst nun, zufolge dieser Erkenntniß, Frost „oder Hitze in sich hervor durch die Kraft ihrer Syllogismen." Welcher frostige Spas! Oder welche Albernheit, die nicht einmal sprachrichtig ausgedruckt ist; denn die Grammatik verlangt: „nur „dadurch etwas zu wissen;" aber über Grammatik und Logik ist freylich ein Fichte erhaben. Er fodert S. 56 seine Gegner auf, ihm zu sagen: wie Gott die Welt erschaffen habe; und wenn sie das nicht zu thun im Stande sind, so sollen sie unrecht und er recht haben. Aber kann denn Herr Fichte erklären: wie die Seele denkt? Ist Gott keine Substanz; so kann ja die Seele auch keine Substanz seyn. Kommen wir sonach, über den jähen Sandberg des Idealismus, nicht wieder in das dumpfige Thal des Materialismus, und zu der Schreckenshöle des Atheismus? Die Herrnhuther und die Crusianer, denen Herr Fichte in seiner Schrift höfelt, um seinen Gegnern wehe zu thun, möchten ihn also doch wohl sich zum Führer verbitten. Und was soll man dazu *sagen*, daß er kirchliche Ausdrücke misbraucht, um Principien zu verstecken, die den Sturz aller positiven Religion beabsichtigen? Verfährt so der ächte Freund der Wahrheit? Verfahr so Lessing? Erlaubte er sich absichtlich einen schwankenden Wortgebrauch?

Seite 67 heißt es: „das System, in welchem von einem übermächtigen Wesen Glückseligkeit erwartet wird, ist das System der „Abgötterey und des Götzendienstes." Also giebt es keine göttliche Vorsehung? — So schnöde, so wegwerfend spricht Herr Fichte vom Christenthum; und will doch für keinen Widersacher der christlichen Religion gelten! Wenn der arme Wezel, wie uns Herr Becker erzählt, sich für einen Gott hält, so entfährt uns ein wehmüthiges: Ah! Und wir wollten dieses Ah! bewundernsvoll aussprechen, wenn ein Professor den Jenaischen Studenten vordemonstrirt: sie seyen sich selbst genug, einzig von der Denkkraft, die allen Dingen erst Form und Gestalt gebe, abhängig, reine Intelligenzen, mithin Götter; weil er methodisch faselt? Wir wollten mit seinen Auditoren aufschreyen: Und du bist unser Gott! Was soll aber aus einer Welt werden, in welcher die angestellten Schullehrer darauf hinarbeiten, das Vertrauen auf Gottes Güte, Fürsehung und Allmacht zu vertilgen? Will man diese trostlose, bodenlose, für die Staatsruhe äußerst gefährliche Lehre in ihrer ganzen greulichen Gestalt erblicken; so lese man den Aufsatz des Herrn Rektor Forberg, eines ehmaligen Schülers von Fichte, den dieser in seinem sogenannten philosophischen Journal mit der Aeußerung hatte abdrucken lassen: er habe immer gelehrt, unbedeutende Abweichungen abgerechnet, was Hr. Forberg in diesem Aufsatze

sage.

sage. Sehr pfiffig erwähnt er dieses Aufsatzes in seiner Appellation mit keiner Sylbe, obschon er zu dem Sächsischen und Hannöverischen Verbot dieses Journals und zu der obrigkeitlichen Untersuchung über seine Lehre, die er dem Publikum als den gewaltsamsten und widerrechtlichsten Streich denuncirt, die Hauptveranlassung gegeben hat. Er vergleicht sich mit Lessing, und — Bahrdt! Er nennt sich einen Märtyrer der Wahrheit. Kann jemand ohne Vermessenheit selbst bestimmen, seine Lehre sey Wahrheit? und weshalb ist er denn ein Märtyrer? Sollte man nicht glauben, es sey der Antrag geschehen, ihn wo nicht zu verbrennen, so doch nach Cayenne zu deportiren? Man wünscht ja aber blos, daß die Herren Fichte und Forberg eine Weisung höhern Orts bekommen mögen, sich zu erinnern, daß sie Lehrer an christlichen Schulen sind, und daß, auch ganz abgesehen vom christlichen Religions-System, ein Jugendlehrer in seinen Ausdrücken behutsam seyn müsse. Zum Beyspiel; ein Rektor sage zu den Schulknaben mit einer noch so feyerlichen Amtsmine: „Gott ist ein Gedankending;“ so werden die Schuljungen lachen, und mit diesem Lachen ist ihre Ehrfurcht für Gott vertilgt. Man sage ihnen dagegen: „Gott ist Zeuge und Richter eurer Gedanken;“ das wird, und das allein kann ihr Gewissen bilden. Der Lehrer ist also verpflichtet so zu ihnen zu sprechen. „Wenn man sich überzeugen will, (sagt La Harpe in der Réfutation du livre de l'Esprit, p. 95) was für Schaden solche Sophismen, die anfangs nur Irrthümer der Speculation zu seyn schienen, und die man unter diesem Vorwand zu entschuldigen versucht hat, durch ihre Anwendung hervorbringen können, so erinnere man sich der Menge von Revolutionsgeistern, die durch einige Phrasen der Meister *) hinlänglich belehrt, nicht nur alle individuelle Verbrechen gegen Natur, Menschlichkeit, Gerechtigkeit, Eigenthum, durch das große Wort Allgemeine Wohlfarth rechtfertigten, sondern sogar heiligten. Man müßte einen dicken Band schreiben, um die unvermeidliche Verkettung der Sophis-

*) Les Maîtres. Diderot, Helvetius, Rousseau, Mably. So wenig ihre Ideen harmoniren, so hat man sie doch in der Anwendung zusammen geknetet; auch strotzten alle vier von Stolz und Eigendünkel, und waren vom Paradoxteufel besessen, der ihnen Sophismen eingab. Rousseau, der an den Grafen von Saint-Germain schrieb: „ich beneide den Ruhm der Märtyrer!„ hatte jedoch die meiste Gutmüthigkeit, Diderot war ein Feuerkopf ohne Herz, Helvetius sein Sprachrohr, Mably ein Querkopf, daher seine Schriften auch die vornehmste Rüstkammer der Revolutionairs geworden sind.

phismen mit den Verbrechen und die zerstörende Gewalt zu entwickeln, die diese abscheulichen Systeme erlangen mußten, die unser Jahrhundert mit frecher Stirne Philosophie nennt. Der gesunde Menschenverstand empört sich, wenn man sieht, wie, vermittelst eines schwankenden Gebrauchs der Worte, *) man ein neues philosophisches System erfunden zu haben wähnt, während man nichts weiter that als tagelang träumen, und seinen Traum dem Publikum erzählen." — Wie passend und wie anwendbar auf den vorliegenden Fall ist auch, was der brave Düsaulx in der Schrift: Ueber mein Verhältniß mit Jean Jacques Rousseau; S. 22 sagt: „Nicht die Wahrheit; nur das, was man, dem „Menschenverstande zum Trotz, dafür ausgiebt, macht heutiges Ta„ges einen Menschen zum Abgott und zum Genie." Popularphilosophie werden die kritischen Philosophisten schreyen. Aber jede ächte Philosophie, dünkt mich, sey Popular-Philosophie; die Schul-Philosophie aber ein Spinnengewebe: die arme Fliege, die es umstrickt, verliert Blut und Leben. Und dieß ist nicht ein Einfall von mir, sondern ein Ausspruch des Sokrates.

Nicht freymüthige Aeußerungen wollen wir unterdrücken; nicht philosophische Untersuchungen wollen wir hemmen: aber wir danken es unserer Obrigkeit, daß sie über den Vortrag der Schullehrer wacht und die Entstehung einer Sophisten-Brut zu verhindern sucht, die, gleich der Encyclopädisten-Brut, darauf bedacht seyn könnte, das Eigenthum wie ein Gedankending zu behandeln; wozu eine vor einigen Jahren zu Danzig bey Troschel herausgekommene Berichtigung der Urtheile über die französische Revolution, deren Verfasser dem sich selbst setzenden Ich des Herrn Prof. Fichte nicht unbekannt seyn kann, junge Leute leicht verleiten könnte; so wie diese Schrift den Zusammenhang des Idealismus mit der Revolutionirsucht beurkundet. Hat nicht bereits ein anderer Jenaischer Litterator, Fichte's Wissenschaftslehre und die französische Revolution zusammen gestellt und gesagt: sie seyen die zwey größten Tendenzen des achtzehnten Jahrhunderts? (Man sehe Schlegels Athenäum das 2te Stück.)

Kann es dem Staate gleichgültig seyn, was für philosophische Theoreme seine künftigen Religionslehrer und Justiziarien auf einer Universität einsaugen? Dieß ist die Frage.

*) Im zweyten Stück der Propyläen ist dieß, in Absicht auf Diderots Paradoxien über die Malerey, meisterhaft aus einander gesetzt worden; wahrscheinlich von dem Herrn von Göthe.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Verlagsbücher der Gablerschen Buchhandlung in Jena zur Ostermesse 1799.

Beschreibung aller Gesundbrunnen und Bäder Deutschlands, sowohl nach ihrer physisch-chemischen Beschaffenheit, als auch ihrem medicinischen Gebrauch, für praktische Aerzte und jeden, der eine Uebersicht und Beschreibung aller bis jetzt existirenden Bäder und Gesundbrunnen verlangt und bedarf, von einigen praktischen Aerzten herausgegeben, zweiter und letzter Band. 8. 1 Rthlr. 16 gl.

Celsus A. C. von der Arzneiwissenschaft in Acht Büchern. Aus dem Lateinischen übersetzt, mit dem Leben des Celsus nach Bianconi und einigen erläuternden Anmerkungen versehen. gr. 8. 1 Rthlr. 16 gl.

Etwas zur Antwort auf das Schreiben eines Vaters an seinen studirenden Sohn, über den Fichteschen und Forbergschen Atheismus. Nebst Andeutungen der Harmonie einiger religiösen Grundsätze Socrates, Antonins, Jesus, Luthers, Kants, Fichtes und Forbergs. 8. broschirt 4 gr.

Fichtes J. G. Appellation an das Publikum, über die durch ein Kursürstl. Sächs. Confiscationsrescript ihm beigemessenen atheistischen Aeußerungen. Eine Schrift, die man erst zu lesen bittet, ehe man sie confiscirt. Zweite Auflage. 8. brochirt 8 gr.

Derselbe Ueber den Begriff der Wissenschaftslehre, oder der sogenannten Philosophie. Zweite verbesserte und vermehrte Ausgabe. gr. 8. 9. gr.

Jacobi D. J. A. Predigten bey dem Antritte meines christlichen Lehramts in Jena, gehalten 8. 6 gr.

Journal philosophisches einer Gesellschaft deutscher Gelehrten, herausgegeben von J. G. Fichte und F. J. Niethammer, zweiter Jahrgang 1798. 5s bis 12s. Heft. gr. 8. Der Jahrgang gegen Pränumeration 4 Rthlr. 12 gr. jedes Stück einzeln 12 gr.

(Dieses Journal wird ohnerachtet den vielen Hindernissen, die den Herausgebern in den Weg gelegt worden, seinen Gang fortgehen.)

Schelling F. W. J. Erster Entwurf eines Systems der Naturphilosophie. gr. 8. 1 Rthlr. 8 gr.

Schultes L. A. Diplomatische und Statistische Nachrichten der Creys-Stadt Eisenberg im Osterlande. Mit Urkunden belegt. 8.

Fer-

Ferner sind in oben genannter Buchhandl. noch folg. Schriften des Hrn. Prof. Fichte erschienen u. das. so wie durch alle gute Buchhandl. um beigesetzte Preise zu bekommen:

1) Einige Vorlesungen über die Bestimmung des Gelehrten 8. 12 gr.
2) Grundlage der gesammten Wissenschaftslehre, als Handschrift für seine Zuhörer, nebst dem Grundriß des Eigenthümlichen der Wissenschaftslehre ꝛc. gr. 8. 1 Rthlr. 12 gl.
   (Der Grundriß des Eigenthüml. d. Wissenschaftslehre, in Rücksicht auf das theoret. Vermögen, besonders 9 gr.)
3) Grundlage des Naturrechts, nach den Prinzipien der Wissenschaftslehre. gr. 8. 21 gr.
4) Grundlage des Naturrechts nach den Prinzipien der Wissenschaftslehre Zweiter Theil, oder das angewandte Naturrecht. gr. 8. 1 Rthlr.
5) Das System der Sittenlehre, nach den Prinzipien der Wissenschaftslehre gr. 8. 1 Rthlr. 21 gr.
6) Journal philosophisches einer Gesellschaft deutscher Gelehrten, herausgegeben von J. G. Fichte und F. J. Niethammer. Erster Jahrgang 1797 1s — 12s Heft. Der ganze Jahrgang 4 Rthlr. 12 gr. im einzeln jedes Heft aber 12 gr.

So eben erscheint noch eine kleine Schrift in meinem Verlage von Herrn Prof. Schelling, über den Begriff und den innern Organismus eines Systems der speculativen Physik. Eine Einleitung zu des Verf. ersten Entwurf eines Systems der Naturphilosophie, die in lezterer Oster-Messe erschienen ist; —

Zugl. kündige ich auch eine Zeitschr. v. Hrn Prof. Schelling, unter dem Titel: Zeitschrift für speculative Physik, hiermit an, wovon das erste Heft, noch vor Michaelis lauf. Jahrs in meinem Verlage erscheint, und vierteljährig ein Heft folgt; zwei Hefte machen einen Band und zwei Bände einen Jahrgang aus — der Preiß eines Hefts ist 16 gr. —

Jena im Mai 1799.

Christian Ernst Gabler.

Bayerische Staatsbibliothek München

Beilage E.

Etwas zur Antwort auf das Schreiben eines Vaters ꝛc., Jena und Leipzig bei Chr. E. Gabler, auf der lezten Seite in einer Nacherinnerung.

— „Da die in Leipzig verbreitete Nachricht, Hr. Prof. Gabler in Altdorf sey Verfasser des berüchtigten Sendschreibens, und habe selbst mehrere Exemplare davon zur unentgeldlichen Vertheilung an einen ehrwürdigen Mann in L. gesendet, wahrscheinlich so ungegründet ist, als ich es wünsche u. s. w.

. HEINRICH
Buchbinderei
Rottenburg/

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Fichte, Johann Gottlieb, 1762-1814 / Fichte, Johann Gottlieb, / Niethammer, Friedrich Immanuel,

Der Herausgeber des philosophischen Journals gerichtliche Verantwortungsschriften gegen die Anklage des Atheismus

Jena 1799

Ph.u. 182
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10045742-1
VD18 11398639